

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses
Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum
Band: 2 (1872-1875)

Teilband

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANZEIGER

FÜR

SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

ZÜRICH.

FÜNFTER JAHRGANG.

1872.



ZÜRICH.

Druck und Commissionsverlag von J. Herzog.

1872.

Inhaltsübersicht.

a) Vorrömisches.

	Seite
Aelteste Spur einer Niederlassung in den Urcantonen (v. Dr. F. Keller)	357
Die Pfahlbauten in und um Zürich (v. Dr. F. Keller und Dr. Uhlmann) (Taf. XXX, XXXIII)	329, 347
Der neulich entdeckte Pfahlbau am Baldegger- oder Heideggersee im Ct. Luzern (v. Seminar- director Stutz)	303
La station de l'âge de la pierre de Locraz (Lüscherz), lac de Bienne (v. Dr. V. Gross) (Taf. XXXII)	334
Un mors de cheval en bronze, trouvé à Mœrigen (v. demselben)	358
Eigenthümliche Verzierung eines Pfahlbautopfes (v. Dr. Uhlmann)	375
Une épée de bronze trouvée à Bellevue près de Genève (v. F. Thioly) (Taf. XXIV, XXXII)	304
Refugium auf dem Nack-Gütschi bei Kirchleerau, Ct. Aargau (v. Prof. Hunziker) (Taf. XXIV)	307
Die etruskische Inschrift von Trevisio (Berichtigung zu p. 301) (Taf. XXIV)	306

b) Römisches.

Römische Alterthümer, gefunden in Baden, Ct. Aargau (v. Dr. F. Keller) (Taf. XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX, XXXIV)	309
Deutung des Bronzebildes von Tafel XXVI (v. Prof. Bursian)	341
Die Stateren (Schnellwagen) von Baden (v. Dr. F. Keller) (Taf. XXXI)	338
Römisches Küchengeräthe, gefunden zu Baden (v. dems.) (Taf. XXXI)	340
Römische Inschrift, entdeckt zu Königsfelden (v. dems.)	367
Inschrift aus Vindonissa (v. dems.)	379
Die römische Fundstätte bei Siblingen, Ct. Schaffhausen, und die römische Heerstrasse Vindonissa-Juliomago (v. Pfarrer G. Keller) (Taf. XXV)	316
Fundstücke aus Petinesca (v. Advocat J. Amiet)	376
Fouilles à Avenches (v. A. Caspari)	362
Fouilles à Avenches (v. dems.)	383
Découverte d'un tombeau romain à Avenches (v. dems.)	385
Les découvertes faites à Nyon en 1871 (v. F. Roux) (Taf. XXV)	313
Objets antiques trouvés à Nyon (v. Conserv. Th. Wellauer)	381
Der Matronenstein (Pierre aux Dames) bei Genf (v. Dr. F. Keller) (Taf. XXXI)	336
Antike Schnappmesser (v. Advocat J. Amiet) (Taf. XXIV)	321
Römische Bleiglasur (v. Dr. F. Keller)	359

c) Alamannisches, Burgundisches.

Agrafe burgonde (v. de Bonstetten und Dr. F. Keller)	386
Die alamannischen Gräber in Seon, Ct. Aargau (v. Dr. Urech)	388

d) Mittelalterliches, Neueres.

	Seite
Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler (v. Prof. R. Rahn)	324, 343, 368, 395
(A. Romanisches, Uebergangsstyl: p. 325 Aargau, p. 326 Basel, p. 327 u. p. 343 Bern, p. 345 Freiburg, p. 368 Genf, p. 395 Glarus, p. 395 Graubünden)	
Ofenkacheln von Luzern (v. Dr. von Liebenau)	363
Ein Sigil aus Tessin (v. dems.)	365
Une découverte numismatique à Moudon (v. A. Morel-Fatio)	367
<hr/>	
De l'âge des tourbières (v. A. Quiquerez) (Taf. XXIV)	322
Extrait d'une lettre (v. dems.)	360
Fouilles à Yverdon (v. Biblioth. L. Rochat)	379
Extrait d'une lettre qui concerne les sépultures découvertes à Corpataux (v. Prof. Grangier) (Taf. XXXII)	342



ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

N^o 1.

ZÜRICH.

JANUAR 1872.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 20 Cts. franco für die Schweiz.

Man abonnirt bei den Postbüreaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direct bei der Verlagsbuchhandlung von J. Herzog in Zürich.

INHALT: 114. Der neulich entdeckte Pfahlbau am Baldegger- oder Heideggersee im Ct. Luzern, von Seminardirector J. Stutz in Hitzkirch. S. 303. — 115. Une épée de bronze trouvée à Bellevue près de Genève, par F. Thioly. S. 304. — 116. Die etruskische Inschrift von Tresivio. Berichtigung. S. 306. — 117. Refugium auf dem Nack-Gütschi bei Kirch-Leerau (Ct. Aargau), von Professor J. Herzog. S. 307. — 118. Römische Alterthümer, gefunden in Baden (Aargau), von Dr. F. Keller. S. 309. — 119. Les découvertes faites à Nyon en 1871, par Fréd. Roux. S. 313. — 120. Die römische Fundstätte bei Siblingen (Ct. Schaffhausen) und die römische Heerstrasse Vindonissa-Juliomago, von Pfarrer G. Keller. S. 316. — 121. Antike Schnappmesser, von J. Amiet, Advocat. S. 321. — 122. De l'âge des tourbières, par A. Quiquerez. S. 322. — 123. Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler, von Professor R. Rahn. S. 324. — Erklärung der Tafeln. S. 328. — Berichtigung. S. 328. — Bücherschau. S. 328.

114.

Der neulich entdeckte Pfahlbau am Baldegger- oder Heideggersee im Ct. Luzern.

Da zur Erstellung eines Pfahlbaus langsam abfallende Ufer ein nothwendiges Erforderniss waren und keine Seen der Schweiz diese Eigenschaft so vollkommen besitzen, wie die im Molassegebiete liegenden Wasserbecken im nördlichen Theile unseres Landes, so erwarteten die Alterthumsforscher schon seit Jahren mit Ungeduld die Nachricht, dass Reste solcher Wohnungen auch am grösseren Bassin des Bodensees, ferner an den Ufern des Hallwyler- und Baldeggersees entdeckt worden seien. Man durfte um so eher auf das Erscheinen von Pfahlwerk an den letztgenannten Seen rechnen, als vor einigen Jahren der Spiegel dieser Gewässer um mehrere Fuss gesenkt worden war, und, wofern einst solche Ansiedelungen wirklich vorhanden waren, die Ueberbleibsel derselben auf terra firma sich befinden mussten. Während aber am Bodensee bis zur Stunde noch keine Spur von Pfahlbauten sich hat nachweisen lassen, und ebenso wenig an den Ufern des mit dem Baldeggersee in der Vorzeit zusammenhängenden Hallwylersees, so ist kürzlich, wie aus nachstehendem Berichte des Herrn Seminardirectors Stutz in Hitzkirch zu ersehen ist, der 1 Stunde lange, $\frac{1}{3}$ Stunde breite und 476 Meter über Meer gelegene Baldeggersee vorläufig mit seinem Nordufer in die Reihe der von dem Pfahlbauvolke umwohnten Seen

eingetreten und verspricht bei gehöriger Untersuchung einen werthvollen Beitrag zur näheren Kenntniss dieser in manchen Beziehungen noch nicht vollständig erkannten Culturepoche zu liefern.

— „Die Ausdehnung der von Herrn Seminarlehrer Amrein neuentdeckten Pfahlbauten scheint eine sehr bedeutende zu sein. Ganz richtig ist, dass sie sich zwischen Gelfingen und Richensee viele hundert Schritte dem See entlang erstreckten, höchst wahrscheinlich auch, dass sie das ganze nördliche Ende des Sees, etwa eine halbe Stunde weit umsäumten. Die hiesigen Pfahlbauten waren wie in dem 3½ Stunden von hier im Wauwylersee befindlichen, sowol mit Faschinen, als mit Pfählen construiert. Die senkrechten Pfähle, zuweilen durch zugelegte Steine befestigt, sind indessen äusserst zahlreich, oben bisweilen verkohlt. Bei 2—3 Fuss Tiefe begegnet man regelmässig horizontalen Pfahllagen, oft mehreren über einander, unter denen die Culturschicht zum Vorschein kommt, die sich nicht nur dem Auge durch das Dasein von Geräthen, sondern auch der Nase durch einen starken Schwefelwasserstoffgeruch bemerkbar macht. Torf ist nicht vorhanden, die Culturschicht liegt unmittelbar am See und ist nur wenig mit Seekreide und Schlamm bedeckt, wozu tiefer im Lande noch ein Riedgraspolster kommt.

„Die ehemalige Baustelle — jetzt trocken gelegtes Seeufer und Riedmatte — ist begrenzt landeinwärts durch den nahen Hügelkranz (Moräne), seewärts durch das plötzlich steil abfallende Seebecken.

„Bis anhin haben noch keine ordentlichen Nachgrabungen stattgefunden. Herr Amrein und ich haben nur da und dort einige kleine Löcher aufwerfen lassen, um uns von der Ausdehnung der einstigen Bauten einen Begriff zu verschaffen. Nach Durchsuchung des angeschwemmten, aus Mergel, Seekreide etc. bestehenden Bodens stiess man, wie eben bemerkt, auf die Culturschicht und die horizontalen Balkenlager, ferner auf zahlreiche vegetabilische und animalische Ueberreste. Es zeigten sich ganze Haufen von Haselnusschalen und Knochen und Zähnen von verschiedenen Thierarten, vorzüglich vom Ochsen, Schwein, Hirsch, Reh, Biber; die Mark enthaltenden Knochen sind gebrochen. Von Geräthschaften wurden gefunden: Bearbeitete Späne von Feuerstein, nebst einer Menge unbearbeiteter Splitter, unter diesen auch ein ganz gut erhaltener Bergkrystall, ferner Stücke von gewöhnlichen Steinhämmern aus Serpentin u. s. w., doppelt faustgrosse Mahlsteine, Knochenmesser, eine Menge Scherben von Töpfergeschirr. Metallgegenstände wurden keine gefunden.

„Weitere Nachgrabungen sind leicht anzustellen, da hier das Wasser nicht hindernd in den Weg tritt.“

JOS. STUTZ, Seminardirector in Hitzkirch.

115.

Une épée de bronze trouvée à Bellevue près de Genève.

Dans la première quinzaine du mois de juin de l'année dernière, il a été trouvé à Bellevue¹⁾ près de Genève, en faisant les fouilles d'un bâtiment neuf, une très-belle épée de bronze à deux tranchants. (Planche XXIV, fig. 6.)

¹⁾ Le village de Bellevue est situé au bord du lac de Genève; Bellevue est aussi l'une des stations du chemin de fer de l'Ouest-Suisse.

La poignée de cette arme fait corps avec la lame, elle a dû être garnie en corne ou en os, elle est droite et porte neuf rivets, six à la base et trois sur la tige.

Une ligne courbe relie la lame à la partie large de la poignée ce qui ne manque pas de donner à l'arme une certaine élégance.

Une légère rainure longitudinale suit le tranchant des deux côtés.

L'épée en question recouverte d'une très-belle patine, mesure 60 centimètres de longueur.

Le plus extraordinaire dans cette arme, c'est la petitesse de la poignée qui ne mesure que 6 centimètres. Il faut donc supposer que le guerrier auquel a dû appartenir cette épée avait une main beaucoup plus petite que celle de nos populations actuelles.

Des armes de ce genre ont été trouvées en France sous des *Tumuli* très-anciens et en Suisse dans les palafittes de l'âge de bronze.

L'épée de Bellevue a été recueillie à un mètre quatre-vingts centimètres de profondeur au-dessous du sol actuel. Une légère couche de sable fin non-remanié la séparait de la terre végétale et au-dessous l'on remarquait une autre couche de gros et grossier gravier légèrement mélangé d'un terrau rougeâtre.

Ces couches de sable et de gravier représentent l'ancienne grève du lac. La route de Lausanne et la campagne Bordier, soit 56 mètres, séparent la grève actuelle de l'ancienne où l'épée a été trouvée.

A vingt-cinq centimètres au-dessous du gravier sur lequel reposait cette arme de bronze, j'ai rencontré la terre glaise qui forme l'une des couches de notre terrain lacustre.

Dans les déblais il a encore été trouvé une espèce de plaque en bronze avec des rebords tranchants comme un couteau, elle est percée d'une ouverture ovale dont les bords sont légèrement en relief. (Planche XXIV, fig. 7.)

Cet objet, assez différent de celui que je viens de décrire, a également une poignée à laquelle devait s'adopter un manche en corne de cerf, ou en os. L'usage des bronzes de ce genre a été interprété très-diversement. Dans un supplément de l'excellente dissertation du Comte Gozzadini „Di un sepolereto Etrusco scoperto presso Bologna descrizione del Conte Giovanni Gozzadini, Bologna 1855“, le professeur Rocchi cherche à démontrer qu'ils ont été employés comme rasoirs. Le Dr. Keller a représenté quelques-uns de ces instruments à la planche XVI de son cinquième rapport sur les habitations lacustres et plus tard émis l'opinion que ces outils avaient dû servir, avant l'invention des ciseaux, à couper la toile, le cuir etc. On trouve ces instruments assez fréquemment en Angleterre, en France, en Suisse etc. et on en rencontre souvent des reproductions dans les ouvrages d'archéologie.¹⁾

Bien avant d'atteindre la couche lacustre où l'on a trouvé cette épée, à quatre-vingts centimètres au-dessous du sol, il a été recueilli de nombreux tessons d'amphore de l'époque romaine, ainsi qu'un certain nombre de tuiles à rebords de la même époque.

¹⁾ Voyez la notice of Three Small Bronze Blades etc., by J. A. Smith dans les „Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland“, Vol. V. Part. I. P. 84, et „Archiv f. östr. Gesch.“, Bd. 38. S. 233. Fig. 56.

Les plus grandes de ces amphores avaient deux anses, tandis que les petites n'en avaient qu'une.

D'après les débris de ces poteries que j'ai pu recueillir, j'ai constaté qu'il y avait là beaucoup plus de petites amphores que de grandes; mais sur aucun tesson je n'ai pu découvrir de nom de potier.

Tous ces débris étaient mélangés et semblaient avoir été jetés au hasard comme des rebuts dans un fossé.

L'emplacement, où ces fouilles ont été opérées, est désigné au cadastre communal sous le nom de *la Tuilerie*. La tradition semble donc confirmer qu'il y avait à Bellevue une fabrique de poterie à l'époque romaine.

La couche où l'on a trouvé ces derniers débris était remaniée; or ces tessons sont d'une époque beaucoup plus récente que la couche où l'épée a été recueillie.

Ce n'est pas la première fois qu'on aurait découvert des antiquités à Bellevue. A quelques mètres de l'emplacement dont il vient d'être question, M. le conseiller d'Etat Bordier, mort il y a peu d'années, avait déjà trouvé en creusant un puits dans sa campagne, une hache de pierre, qui a été déposée dans les vitrines du musée de Genève.

Maintenant, pour terminer, je dirai qu'après avoir examiné avec attention l'épée de bronze, je puis la rapporter à l'époque des palafittes de l'âge du bronze, parce qu'elle est, comme je l'ai déjà dit, tout-à-fait du type des épées de cette époque; tenant compte aussi de la couche dans laquelle elle a été trouvée, j'ai tout lieu de croire qu'elle aura été jetée sur la grève, par les vagues, au moment d'une tempête comme nous en voyons encore de nos jours sur le lac.

Cette pièce aurait donc pour nous ceci d'intéressant, qu'elle pourrait jusqu'à un certain point, nous servir de chronomètre, pour marquer la distance, où allaient les eaux du lac Léman à l'époque des constructions lacustres; à ce point de vue cette découverte aurait bien son importance.

F. THIOLY.

116.

Die etruskische Inschrift von Tresivio.

(Siehe Art. 113.)

Berichtigung.

Wir müssen unsere Leser um Entschuldigung bitten, dass wir ihnen von diesem Grabdenkmale ein unrichtiges Bild vorgeführt haben. Schuld daran ist theils der Correspondent des Einsenders, theils die Redaction, welche übersah, dass diese Inschrift schon im „Bullettino dell' Instituto di Corrispondenza archeologica“ Nr. VIII. IX di Agosto e Settembre 1871, P. 214, unter dem Titel „Iscrizione sepolcrale dell' Etruria del nord di Tresivio nella Valtellina“ von Corssen in zuverlässiger Abschrift und mit sachkundiger Erläuterung bekannt gemacht worden war. Indem wir hier eine genaue Copie der Inschrift — die Figur des Mannes ist müssige Zuthat — folgen lassen, erlauben wir uns, dem Bullettino die Erklärung des Inhaltes der Inschrift zu entheben. (Siehe Taf. XXIV. Fig. 8.)

„S. 217 L'iscrizione di Tresivio deve leggersi:

Z (?) Esia L

Lepalial

„È fuor di dubbio che abbiamo qui la sigla di un prenome Z (?), un nome di famiglia *Esia*, la sigla del prenome di un padre L, il quali deve supporre in caso genitivo, un nome gentilizio in *al*. È questa la maniera usuale di designare i nomi nelle iscrizioni sepolcrali etrusche. La sigla del prenome della persona principale, indicata sulla lapide di Tresivio con quattro nomi, ci resta incerta, non essendo sicuro che quella lettera significhi una Z. — *Esia*, secondo la maniera di denominazione etrusca, si può ritenere solo per la forma femminile di un nome di famiglia, giacchè nomi di famiglia maschili in *ia* sono estranei all' etrusco. Questo significa dunque una donna nata *Esia*. La seguente sigla *L* significa, come ordinariamente, il prenome *Larth*, cioè il prenome del padre della donna *Esia*, da credersi in genitivo, secondo il senso dunque *Larthis filia*. *Le pali-al* è un nome gentilizio, che col suffisso *al*, abbreviazione dell' *ali* latino (*Marti-ali-s Iuven-ali-s* ed altri) derivò dal nome *Lepalia*. Con tale suffisso si formarono sui monumenti linguistici etruschi grandi masse di nomi indicanti tanto la materna, quanto la paterna origine. Tra questi i nomi significativi dell' origine sono sempre formati del prenome del padre, essendo il nome gentilizio del padre sempre identico a quello del figlio: per conseguenza il nome formato dal nome gentilizio del padre sarebbe un' aggiunta del tutto superflua dopo il gentilizio del figlio. E pochi sono in etrusco i nomi usuali indicanti l'origine paterna per quanto mi sappia, solo *Arnth-al Larth-al Laris-al Cai-al*, da prenomi maschili *Arnth Larth Laris Cai*. Nella maggior parte dei casi il padre della persona principale è indicato mediante la sigla del nome di esso padre, come nella nostra iscrizione mediante L, o colla estesa forma del genitivo di esso. I nomi gentilizi materni al contrario sono in etrusco molto numerosi e per la maggior parte formati dal nome gentilizio della madre. Un tal nome significativo dell' origine materna è *Lepali-al* che significa *Lepalia matre nata*.

„Secondo quanto abbiamo fin qui ragionato, possiamo ritenere che la illustrata iscrizione della Valtellina sia una iscrizione sepolcrale della Etruria settentrionale.

La defunta il cui prenome non è sicuro a causa della iniziale Ψ , era una nata *Esia* figlia di *Larth*, partorita dalla madre *Lepalia*. Da questa iscrizione sepolcrale quindi risulta che nella contrada di Tresivio in Valtellina dimorasse una volta una popolazione etrusca. Abbiamo dunque qui un monumento linguistico che designa uno dei punti più avanzati, fin dove possiamo per ora seguire l'estensione della lingua *etrusca* verso settentrione.“

Refugium auf dem Nack-Gütschi bei Kirch-Leerau (Ct. Aargau).

Nur wenig oberhalb der letzten grossen Endmoräne, welche bei Stafelbach das Suhrenthal in einer Mächtigkeit von über 100' durchschneidet, liegt auf der rechten

Thalseite, und vom Hauptthale durch die Seitenmoräne abgetrennt, ein kleines Seitenthälchen, rechts und links von bewaldeten Hügeln eingeschlossen, und in seinem so gebildeten Thalkessel ein kleines Dörfchen bergend, Kirch-Leerau mit Namen. Die Mundart spricht Lêrb, die urkundliche Namensform aus dem 14. Jahrhundert ist Lerow. Der Höhenzug, welcher das Thälchen gegen Norden abgränzt, endigt in einen Hügelkopf, Nack-Gütschi geheissen, der gerade in der Verlängerung der Erdmoräne, etwa 500' über der Thalsohle sich erhebt und gegen Westen und Süden, das Hauptthal und das Leerauer Seitenthälchen, ziemlich steil abfällt, während er gegen Norden sanfter sich abdacht. (Taf. XXIV. Fig. 10.) Der eine Strecke weit überaus schmale Hügelgrat erweitert sich auf dem Hügelkopfe zu einer kleinen Ebene, deren Längendurchschnitt längs einem über den Hügelkamm fortlaufenden und dann ins Hauptthal hinunter steigenden Fusswege (A A...), 396' beträgt, bei einer grössten mittlern Breite von 110'. Diese natürlich gesicherte Lage ist nun, wol vor Urzeiten, durch zwei Einschnitte in den Hügelkamm und durch eine doppelte Umwallung gegen die weniger steil abfallende Nordseite hin noch unzugänglicher gemacht und zu einem eigentlichen Zufluchtsorte umgestaltet worden. Beim ersten Einschnitt (D) beträgt die Breite des Hügelkammes 25'; der Einschnitt selbst ist 12' breit und gegenwärtig noch etwa 7' tief. Von diesem Einschnitt aus setzt sich die erste, äussere Umwallung über die nördliche Abdachung hinab und rund um dieselbe herum bis vor die Mitte des Hügelkopfes fort, in einer Entfernung, über die schiefe Abdachung gemessen, von etwa 116' vom Rande des Plateaus. Die zweite innere Umwallung, etwa 28' unterhalb desselben, umgibt nur die etwas weniger steile vordere Hälfte des Nordabhanges des Plateaus, und schliesst mit dem zweiten Einschnitt (E) nicht zusammen. Dieser zweite Einschnitt ist 24' breit und gegenwärtig noch 11' tief. Die Breite des Hügelkammes an dieser Stelle beträgt 41'. Bei beiden Einschnitten ist der Theil, über welchen der Fussweg geht, in einer Breite von 5' beim ersten und 8' beim zweiten, in neuerer Zeit angeschüttet worden. Diese Einschnitte sind 75' von einander abstehend. Die beiden Umwallungen stellen sich gegenwärtig einfach als 10—18' breite horizontale Abplattungen auf der schiefen Abdachung dar, mit etwas steilerem Abfall nach unten, aber, ausser in der Nähe des Einschnittes B, ohne grabenförmige Vertiefung. Endlich ist auch der Rand des Hügelplateaus ringsum um 2—4' abgetragen und verebnet, zum Theil allerdings mit Benutzung natürlicher Niveauverschiedenheiten des Terrains.

Aarau, d. 27. Dec. 1871.

Professor J. HERZOG.

Zeichenerklärung.

- A A Fussweg mitten über den Hügelgrat.
 B B äusserer Wallgraben.
 C C innerer Wallgraben.
 D erster mit dem äussern Wallgraben zusammenhängender Einschnitt in den Hügelkamm.
 E zweiter Einschnitt in den Hügelkamm.

Römische Alterthümer, gefunden in Baden (Ct. Aargau).

Baden gehört zu den wenigen Ortschaften im Gebiete der jetzigen Schweiz, deren in den Werken der Alten Meldung geschieht. Tacitus (Hist. I. 67) berichtet bei Erwähnung des Rachezuges einer Armee des Vitellius gegen die Helvetier im Anfange des Jahres 68 n. Chr., dass die zu Windisch stationirte 21. Legion diesen in langem Frieden wie zu einer Landstadt angewachsenen Ort, (in modum municipii exstructus locus), der wegen seiner Heilquellen ein vielbesuchter Belustigungs-ort gewesen sei, ausgeplündert habe. Mit dem Worte municipium will Tacitus das städtische Aussehen dieses Ortes, der seiner politischen Bedeutung nach zu den vicis zählte, bezeichnen. Das römische Baden mit den wenigen von dem einstigen Flor dieser berühmten Thermen zeugenden Alterthümern habe ich im XII. Bande unserer Mittheilungen S. 295 ff. ausführlich beschrieben und wiederhole hier nur, dass der römische Ort nicht am Platze der jetzigen Stadt, die ihren Ursprung dem mittelalterlichen Schloss verdankt, sondern zunächst der Stelle, wo die Quellen hervorsprudeln, erbaut war, hauptsächlich auf der linken, aber auch auf der schon damals durch eine Brücke mit ihr verbundenen rechten Seite des Platzes, ferner auf dem Plateau oberhalb der sogenannten grossen Bäder, längs des Weges (der alten römischen Heerstrasse), der nach dem Martinsberg führt. Nachgrabungen, welche unser Verein im Jahre 1848 hier nördlich der Strasse veranstaltete, legten die Grundmauern eines langen Gebäudes bloss, das durch Zwischenwände in viele grosse Räume abgetheilt war. Auf der Südseite der Strasse breitet sich ebenfalls Gemäuer aus, das sich jedoch nicht weit feldeinwärts erstreckt, wie aus dem Dasein eines römischen Marksteines (Nr. 266 bei Mommsen)¹⁾, der ungefähr in der Mitte zwischen der reformirten Kirche und dem eben erwähnten Wege stand, hervorgeht. Wenige Schritte zur Linken, wenn man von den grossen Bädern nach dem Plateau hinaufsteigt, und fast auf der Höhe desselben, bemerkt man eine Reihe von Oekonomiegebäuden und hinter diesen ein neuerbautes Waschhaus, das auf seinem Eigenthume Herr Borsinger, Gastwirth zur „Blume“, letzten Herbst erbauen liess. Die Ausgrabung der Fundamente war für die Alterthumsforschung nicht ohne Gewinn, indem sie einestheils zur Entdeckung eines Complexes sorgfältig aufgeführter Häuser Veranlassung gab, andernteils eine Reihe werthvoller Alterthumsgegenstände zum Vorschein brachte. Kaum einen Fuss tief unter der Oberfläche traten die Mauern zwei an einander stossender Gebäude zu Tage, deren Construction allein schon die Wohlhabenheit des Erbauers bezeugte. Das Material derselben, aus zurecht geschlagenen Feldsteinen, Jurakalk und Ziegeln bestehend, mit Ziegelmörtel verbunden und regelmässig geschichtet, war auf der Aussenseite mit einem Verputz belegt, in welchem Linien, die einen Quaderbau nachahmten, eingerissen waren. Der ursprüngliche Boden befand sich in einer Tiefe von 11', und hier wurden in dem engen Raume zwischen zwei Häusern die durch Feuer und nachherige Oxydation stark beschädigten Bronzefiguren gefunden, die wir näher beschreiben werden. Nach der ersten durch Einäscherung erfolgten Zerstörung dieser Gebäude

¹⁾ Dieser Stein ist aus Versehen unter den Vindonissa-Inschriften angeführt.

scheint für den Neubau eine Aufhöhung des Terrains statt gehabt zu haben. Es liegt nämlich eine zweite Brandschichte 8', eine dritte etwa 9' über jenem Boden. Nach dem dritten Untergange der Gebäude fand keine Restauration mehr statt. Die oberen Brandschichten enthalten, leider grösstentheils in Fragmenten, eine Menge Geräthschaften, die sich entweder auf die bauliche Einrichtung des Hauses oder die Ausrüstung der verschiedenen Gemäcker beziehen, wie z. B. Dachziegel, Heizröhren, Stücke von bemalten Wänden (auf einem derselben ist in zollhohen Buchstaben das Wort OPA . . . zu lesen), Handmühlsteine, Amphoren, Scherben von Kochgeschirr und aretinischer (rother) Erde, worunter ein Stück mit dem Namen des Verfertigers ALBVS FE. und dem eingekritzten Namen VIRRI, Thonlampen (ein Stück ist mit einer römischen Maske verziert), dann verschiedene Dinge aus Bronze, endlich eine Menge Eisengeräthe, nämlich Ketten, Beschläge an Thüren und Wagen, Schlüssel, Ackerbau- und Gartengeräthe. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir mit Rücksicht auf die letztgenannten Geräthe und das hier gefundene Priapusbild annehmen, dass das in Frage stehende Gebäude als ein zunächst der Thermenstadt gelegenes Landhaus zu betrachten sei.

Da der ausgegrabene Raum, welcher seinem Flächeninhalte nach nur wenige Quadratklafter gross ist, des Interessanten so viel geliefert hat, ist zu erwarten, dass diese Localität von den Alterthumsforschern im Auge behalten und gelegentlich einer sorgfältigen Durchsuchung gewürdigt werde.

1. Weibliche Büste von Bronze guss.¹⁾ (Höhe M. 0,14.) Dargestellt ist das Obertheil einer weiblichen Figur en face bis unter die Brüste. Sie ist mit einem Aermelchiton bekleidet und einem auf den Achseln aufliegenden auf der linken Seite der Brust herabfallenden Obergewande, von welchem nur der Saum zu sehen ist, welchen die rechte Hand unter der linken Brust und die linke in der Höhe der Achsel gefasst hat. Der Typus des vollen wolgeformten Gesichts erinnert vielfach an Darstellungen der Juno. Auf Juno deutet auch das hohe Diadem, welches mit acht kreisrunden nach den Seiten hin kleiner werdenden Ornamenten versehen ist, und das volle reiche Haar, welches in zwei Linien zu beiden Seiten des Halses auf die Brust herabfällt. Das Ganze ist hohl, der hintere Theil des Kopfes fehlt; danach ist es wahrscheinlich, dass es auf einem Gegenstande befestigt war, und die runde Form, welche dem Brusttheil der Büste gegeben ist, lässt es nicht als unmöglich erscheinen, dass sie als emblema (vergl. Marquardt, Römische Privatalterth. II. p. 275) in einer runden Schale sich befand, ähnlich wie unter Anderem die Götterbüsten des Hildesheimer Silberfundes, (vgl. Wieseler, der Hildesheimer Silberfund, Festprogramm des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1868, Taf. III.)

Zur Zeit der Einäscherung des Gebäudes muss dieses Bild mit einem Stück Leinwand bedeckt gewesen sein, denn die Eindrücke des Gewebes zeigen sich namentlich an der linken Schulter des Bildes im Grünspanüberzuge ganz deutlich.

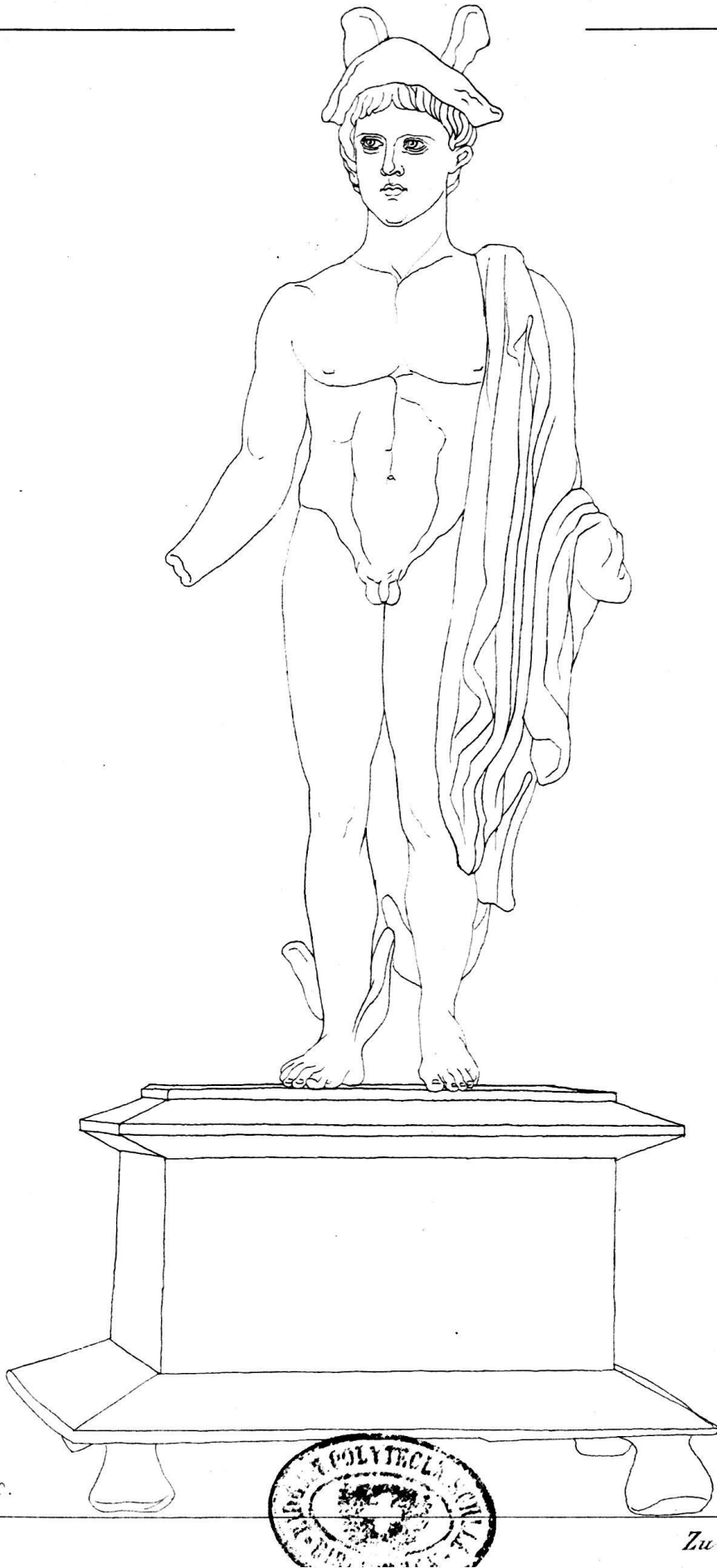
2. Statuette des Mercur (Höhe M. 0,14) auf einer viereckigen Basis mit vier Füßen (Höhe 0,055). Es fehlen die rechte Hand und die vorderen Theile der linken. Auch hat die Oberfläche mehrfach gelitten, im Ganzen aber ist das Werk gut erhalten. Anlage und Haltung der Figur entsprechen dem Typus

¹⁾ Abbildungen von 1, 2, 3 folgen in der nächsten Nummer.



Nat. Gr.

Zu Seite 310 N°1.



Nat. Gr.

einer ganzen Reihe von Hermesstatuetten, die in der Schweiz gefunden worden sind, vergl. No. 57 des Zürcherischen Cataloges: Petasos mit Flügeln auf dem Kopfe, Schwingen an den Füßen, eine Chlamys mit Spange auf der linken Schulter, von dieser über dem linken Arm in langen ruhigen Falten herabfallend. Die linke Hand hielt vermuthlich den Caduceus, die rechte den Beutel. Die Verhältnisse der Figur sind wolgetroffen, die Arbeit scheint sich von vielen anderen Werken dieser Art vortheilhaft auszuzeichnen.

3. Statuette des Priap, in einem in den Funden neulicher Zeit vielfach vertretenen Typus, über welchen Otto Jahn in den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wissensch., 1855, p. 234 ff., eine vortreffliche Abhandlung geschrieben hat. (Höhe 0,8.) Es fehlt der linke Unterschenkel, sonst wolerhalten. Die Figur ruht auf dem rechten Bein, trägt Stiefel, auf dem Kopfe eine eng anliegende dicke Kappe und einen gegürteten langen ärmellosen Chiton, den sie mit beiden Händen vorn in der Höhe der Hüften zu einem Sinus aufnimmt, so dass die Beine entblöst werden. Im Sinus des Gewandes liegen Früchte, unter denen sich zwei grosse Aehren, eine grosse Traube, Aepfel, Birnen, Pflaumen unterscheiden lassen. Unter dem Sinus ragt der colossale Phallus hervor. Der Gott ist bärtig und trägt lange Locken.

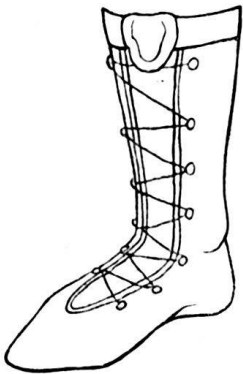
Als einige Wochen nach der ersten Ausgrabung ein an der südöstlichen Ecke des römischen Hauses gelegenes nur sechs Fuss ins Gevierte messendes Gemach ausgeräumt wurde, kam in der Tiefe von acht Fuss ein Rest des Fussbodens zum Vorschein, der mit Mosaik belegt gewesen war. Unter diesem Boden stand noch eine vereinzelte Heizröhre aufrecht da als Beweis, dass vor der ersten Zerstörung des Gebäudes dieser kleine Raum mit einer Heizvorrichtung versehen war. Die Mosaik war, wie die meisten Producte dieser Art in unserem Lande, ohne Kunst aus weissen und schwarzen Steinchen von Jurakalk verfertigt, welche geometrische Figuren bildeten. Auf der Ostseite dieses Gemaches war 4' über dem Boden nach Art eines sogenannten Kellerlichtes eine schräg durch die Mauer gehende Oeffnung, auf der Südseite eine Nische in der Mauer angebracht.

Auch in diesem Raume, dessen Bestimmung sich nicht leicht deuten lässt, sind einige werthvolle Gegenstände der Verlassenschaft des ehemaligen Besitzers im Schutte aufgefunden worden. Sie bestehen vornämlich in einer gut erhaltenen Schnellwage mit 1 Meter langem eisernem Wagebalken und zweifacher Eintheilung. Zu den Gewichten, womit diese Wage versehen war, gehören ohne allen Zweifel theils ein höchst seltsames Broncebild, theils die Bruchstücke einer aus kleinen Bronce- ringen verfertigten Kette, welche Dinge in der unmittelbaren Nähe des Wagebalkens zum Vorschein kamen, ferner ein kleines bronceenes Jupiterbild, eine eiserne Kette zum Aufhängen des Topfes am Herde, einige merkwürdige Kochgeräthe von Eisen, Fragmente von Thongeschirren u. s. w.

Indem wir uns vorbehalten, in der nächsten Nummer die interessanteren geräthlichen Fundstücke beider Ausgrabungen durch Erklärung und Abbildung unsern Lesern zur Kenntniss zu bringen, schliessen wir diesen ersten Bericht mit einer Beschreibung des auf Tafel XXVI und XXVII abgebildeten Wagegewichtes.

Dieses Bild besteht aus einer Doppelfigur, einem wolbeleibten Manne von völlig fratzenhaftem Aussehen und einem Thiere aus dem Hirschgeschlechte, wahrscheinlich

einem Rehbocke. Der erstere ist auf dem Thiere reitend dargestellt mit emporgehobenen Armen und geschlossenen Händen, in denen er entweder die Enden des Geweihes, oder vielleicht die an dem enormen Phallus, mit dem er versehen ist, befestigten Zügel gehalten zu haben scheint. Sein Gesicht ist weniger possierlich als grinsend und hässlich. Er rümpft seine breite stumpfe Nase und reckt die Zunge aus dem weit geöffneten Mund heraus. Die Augen sind hohl und waren wol ursprünglich mit Silber oder Blei ausgefüllt. Der niedrige Kopf ist mit einer knapp anschliessenden Mütze bedeckt, unter welcher über der Stirn kurze Haarbüschel, über dem Rücken steife geringelte Locken hervortreten, und sich auf einem kurzen Kragen in regelmässigen Abständen vertheilen. Die Kleidung besteht in einem, einem Badeanzuge ähnlichen, genau anpassenden Wamms, der Arme und Beine



unbedeckt lässt und aus quadrillirtem (gewürfeltem) Zeuge verfertigt ist. Zwischen dem Kragen und dem Wamms schiebt sich ein sonderbares Kleidungsstück, ein über den Rücken herabhängender Ueberwurf ein, der abgenommen werden kann, indem er nur mittelst zweier Stiften festgemacht ist. Aus- und inwendig ist er in gleicher Weise mit Federn belegt, die sich wie am Schwanze des Auerhahns umbiegen. Nach Abnahme dieses Mäntelchens kommt das volle Hintertheil des Mannes in den gemusterten Hosen zum Vorscheine. Die Fussbekleidung besteht in Schnürstiefeln von neben angegebener Form.

Das Thier, auf dem derselbe reitet, ist, wie man aus der Form des Kopfes, den langen dünnen Beinen mit gespaltenen Hufen und einer zwischen den Ohren sitzenden durchbohrten Hornkrone schliessen kann, ein Rehbock, dessen Hintertheil unter dem eben genannten Mantel gerade abgeschnitten ist. Die Füsse des Thieres liegen mit den Fusssohlen des Mannes und dem Phallus desselben in Einer Ebene. Das Wunderbarste an der Figur ist, dass der Kopf und der Rumpf des Thieres durch den Phallus getrennt sind und aus diesem der Hals des Rehbockes gleichsam emporwächst.

An vier Stellen des Bildes, nämlich an der Spitze der Mütze und des Phallus und den zwei untern Enden des Federmantels sind Ringe zum Aufhängen desselben angebracht. Ohne allen Zweifel hingen an denselben die Kettchen, die in einer Gesamtlänge von M. 0, 84 neben der Statera gefunden wurden, und aus in einander geflochtenen Ringchen bestehend einen vierkantigen Strang bilden.

Obwol es trotz eifrigem Nachsuchen weder mir, noch meinen Freunden gelungen ist, in archäologischen Werken und Zeitschriften die Erwähnung oder Abbildung einer ähnlichen Figur zu entdecken, so getrauen wir uns doch nicht, dieselbe als die blosser Eingebung der heitern Phantasie eines Modellirers zu betrachten, vielmehr scheint diese Composition eine aus dem gemeinen Lustspiel entnommene burleske Darstellung zu sein, die dem Volke bekannt war und Lachen erregte.

Zu bemerken ist noch, dass dieses Bild vortrefflich gegossen ist.

Wir dürfen nicht unterlassen, hier anzuzeigen, dass Herr Borsinger, Gastwirth zur „Blume“ in Baden, sämmtliche Fundstücke sorgfältig aufbewahrt und die Besichtigung derselben den Alterthumsfreunden mit anerkannter Bereitwilligkeit gestattet.

Dr. F. KELLER.

Les découvertes faites à Nyon en 1871.

Les travaux de canalisation entrepris l'été dernier pour l'établissement d'une conduite d'eau dans les rues de Nyon, ont amené la découverte d'un certain nombre d'objets antiques rappelant l'époque de la Colonia Julia Equestrium.

Autrefois, quand on faisait de semblables trouvailles, elles demeuraient entre les mains des particuliers, ou étaient accaparées par les Musées de Berne, de Lausanne et de Genève. Depuis 1861 il n'en est heureusement plus ainsi. A l'instigation de Monsieur le Colonel fédéral Veret, alors préfet de Nyon, quelques amis de l'histoire nationale fondèrent une société, ayant pour but principal de recueillir et de réunir en collection les antiquités trouvées dans la ville et ses environs. Les efforts de cette Société ont été couronnés de succès, et, grâce à elle, la ville de Nyon possède aujourd'hui un Musée qui s'enrichit chaque jour et commence à présenter un véritable intérêt historique. La place était donc toute prête pour recevoir les nouveaux hôtes dont il va être question.

En général, partout où la tranchée a été ouverte, les matériaux qu'on en a extraits contenaient beaucoup de débris romains. Les fragments de tuiles, entre autres, s'y trouvaient en majorité. Voici d'ailleurs l'énumération approximative de ces divers objets:

Dans la Grand'rue:

- Deux tombeaux (Pl. XXV, fig. 1),
- Une tuile romaine parfaitement intacte,
- Des fragments d'objets en bronze méconnaissables et oxydés,
- Des débris de poterie vernissée (Pl. XXV, fig. 2).

Près le temple:

- Plusieurs dalles en marbre blanc,
- Une grande tête de lion, en marbre analogue, ayant probablement servi à décorer une fontaine,
- Un fût de colonne,
- Une dalle en béton parfaitement polie et colorée en rouge à sa surface.

Dans la Rue Verte:

- Une tête de femme sculptée en relief,
- Une base de colonne,
- Des dalles en marbre,
- Divers restes de murs,
- Deux vases en poterie fine,
- Vingt-trois amphores de formes et dimensions différentes¹⁾ (Pl. XXV, fig. 3 à 14).

Deux des objets énumérés ci-dessus méritent une mention particulière, ce sont les tombeaux et les amphores.

Ces tombeaux, très-rapprochés l'un de l'autre, sont placés parallèlement dans la direction du nord au sud. Engagés sous le trottoir de la Grand'rue, ils ne

¹⁾ Voyez les noms des potiers pl. XXV, fig. 8—19.

montrent dans le fossé, à trois pieds environ au-dessous du pavé, que leur extrémité antérieure. Tous deux sont construits régulièrement avec des dalles artificielles de quatre pouces d'épaisseur, formées d'un mélange de chaux et de briques concassées.

Celui de gauche présente cette particularité que, destiné d'abord à servir de sépulture à un adulte, il a été raccourci par un double fond pour recevoir le corps d'un enfant, dont la tête assez bien conservée se trouvait près de l'ouverture.

Celui de droite contenait des ossements détériorés et si fragiles qu'ils se rompaient au moindre contact; en outre, quelques morceaux de cuivre informes et très oxydés; enfin, un fragment de vase qui a d'abord attiré mon attention par l'éclat métallique du sulfure de plomb, dont sa face, ornementée de quelques dessins, est revêtue à l'extérieur.

Avec une forte présomption que ces deux tombeaux datent de l'époque romaine, il m'a paru curieux d'y trouver un débris de poterie portant aussi manifestement l'indice d'un vernis plombeux, lorsque les savants les plus distingués en céramique, émettent l'opinion que l'on n'aurait commencé qu'au XIII^e Siècle à recouvrir les poteries d'un vernis de cette nature.

On lit en effet dans Brongniard (Arts céramiques, 1844, tome 1, page 16): „Chaptal a avancé, il y a quarante ans, qu'il n'avait jamais trouvé ni plomb, ni cuivre dans les vernis des poteries grecques et romaines, et que celles que l'on pourrait attribuer aux Romains et qu'on avait trouvées enfouies dans des tombes en France étaient d'une fabrication postérieure à l'époque où les Romains occupaient les Gaules.“

Monsieur Aikin, qui a fait de nombreuses recherches sur l'histoire des poteries, admet ce fait sans restriction.

„Je puis ajouter, d'après les recherches faites dans le laboratoire de Sèvres, qu'on n'a trouvé ni plomb, ni cuivre, ni étain dans aucune poterie européenne fabriquée avant le XIII^e Siècle; c'est même à cette époque qu'on place la découverte faite par un potier de Schletstadt d'un vernis ou enduit vitreux plombifère, analogue, dit-on, à celui que l'on met actuellement sur les poteries.

„Si l'on connaît quelques pièces, antérieures à cette époque, recouvertes d'un vernis plombifère, elles sont de fabrication arabe ou tout-à-fait exceptionnelles.“

Ce fait me paraît intéressant à étudier, et il me semble qu'il importe avant tout de décider si les deux sépultures en question sont réellement de l'époque romaine. Il se trouvera, sans doute, quelque savant ayant eu occasion d'étudier ce genre de tombeaux qui pourra nous fixer sur ce point.

Plusieurs fois déjà, à des époques antérieures, on a déterré des amphores à Nyon. Il en existe même, à la connaissance de plusieurs personnes, une série, près de la ville, qu'on ne pourrait extraire de leur gisement qu'au prix d'une démolition coûteuse.

Cette année, dans un espace assez restreint, on en a découvert plus d'une trentaine dans la Rue Verte, et, sur ce nombre, il a été possible d'en sauver vingt-trois en assez bon état. Les autres, déjà brisées dans le sol, ont été achevées involontairement par la main des ouvriers.

Ces amphores se distinguent les unes des autres par divers caractères tels que la forme, la grandeur, la couleur et la marque de fabrique.

Les unes sont en terre rougeâtre, les autres en terre jaune, et, tandis que quelques-unes offrent un ventre rebondi et presque orbiculaire, d'autres présentent au contraire une forme allongée, svelte et de la plus grande élégance. Une troisième catégorie enfin, tient le milieu entre les deux formes précédentes. Elles varient également pour la capacité, car dans chaque type, il s'en trouve de sensiblement plus grandes que les autres.

On se perd en conjectures sur la cause qui a pu réunir dans un même lieu un si grand nombre de ces vases. Ces amphores gisaient à 2 ou 3 pieds de profondeur; elles étaient, en général, couchées ou renversées, ce qui explique qu'on n'ait pas trouvé trace de leur contenu. Elles étaient assez rapprochées les unes des autres pour qu'on pût en apercevoir plusieurs autour du vide qu'occupait celle qu'on venait d'enlever. Le terrain dans lequel elles gisaient, bien que de couleur foncée, ne montrait aucun vestige d'incendie, comme bois à demi-consumé, charbon, etc.

Aucun de ces vases ne présente trace d'un vernis ou d'une glaçure quelconque. Après avoir examiné sur place le grain de la terre dont ils sont formés, j'exprimai le doute qu'ils eussent jamais servi à conserver des liquides. Cependant l'opinion générale voulait qu'ils eussent contenu de l'huile et surtout du vin. Quelques personnes même m'apportèrent des dépôts salins trouvés dans ces vases et qu'elles prenaient pour du tartre; mais une analyse chimique de la substance, fit voir qu'elle n'était qu'un dépôt calcaire formé par infiltration. Je fus d'ailleurs convaincu de la porosité de ces amphores quand j'en eus fait remplir quelques-unes d'eau pure. Elles fonctionnèrent comme de véritables alcarazas, et après deux ou trois jours de transudation, elles avaient laissé écouler tout leur contenu.

Une fois fixé sur ce point, il ne restait à choisir qu'entre deux alternatives: ou bien ces amphores sont demeurées inachevées et n'ont jamais reçu la couverture qui devait les rendre imperméables, ou bien, ce qui me paraît plus probable, en raison de leurs diverses provenances, elles ont servi à contenir des substances sèches, telles que blé, légumes secs, pois, haricots, lentilles, dont se nourrissaient les populations avant la découverte de la pomme de terre.

Une circonstance à noter, c'est qu'on n'a trouvé auprès de ces vases aucun support. Ils devaient être maintenus dans une position verticale en enfonçant dans le sol la pointe dont ils sont pourvus à la partie inférieure.

En rapprochant des débris épars, on est arrivé à reconstituer assez bien, pour juger de leur forme, deux vases beaucoup plus petits que les amphores et d'une terre imperméable et plus fine. Ce sont, selon toute apparence, des échantillons de l'antique *lagena*. (Pl. XXV, fig. 7.)

Il me reste, pour terminer, à émettre le vœu que la Société du Musée de Nyon soit un jour assez riche pour pouvoir procéder, sous une direction intelligente, à des fouilles régulières et méthodiques qui, en tenant un compte exact de tous les indices auxquels on arriverait, tels que fondations, restes de murs, canaux, souterrains, etc., permettraient de reconstruire un plan, au moins probable, de l'ancienne Noviodunum.

Nous ne doutons pas que cette ville n'ait un jour son historien.

Nyon, le 20 décembre 1871.

FRÉD. ROUX.

Die römische Fundstätte bei Siblingen (Ct. Schaffhausen) und die römische Heerstrasse Vindonissa-Juliomago.

Wenn vom Dasein und Wirken der Römer im Gebiet des Klettgaus geredet wurde, so dachte man bisher einmal an den badischen Klettgau, durch welchen von Windisch über Zurzach und Bechtersbohl eine römische Hauptmilitärstrasse führte, und sodann an die unteren nordwestlichen Gelände des schaffhauserischen Klettgaus. Durch diese verfolgte man nämlich die Strasse weiter bis über Gächlingen hinaus, liess sie dann hier aus ihrem geradlinigen Princip herausfallen, indem man sie unter beinahe rechtem Winkel eine Schwenkung nach Schleithelm machen liess. Bei dieser einmal angenommenen Richtung konnte einem freilich immer wieder die Frage aufsteigen: Wozu dann diese Schwenkung? warum führten die Römer ihre Strasse nicht geradewegs an Oberhallau vorbei auf eben so günstigem Terrain? Denn dem geradlinigen Princip wurden sie nur dann ungetreu, wenn militärische Rücksichten, stets die wichtigeren, vorlagen, wenn also ein günstigeres dominirendes Terrain sie zu einer Krümmung der Strasse bestimmte. Gleichwol wurde diese Strasse als die richtige und meist auch als die äusserste Grenze römischer Werke in unserem Klettgau angenommen. Dagegen hat Herr Finanzrath E. Paulus, dieser hochverdiente Forscher, anlässlich seiner scharfsinnigen Erklärung der Peutingerkarte in Nachweisung der Strassenlinie von Windisch nach Regensburg (Schr. des württemb. Alterthums-Vereins, 8. Heft, 1866) mit grosser Bestimmtheit die Militärstrasse von Gächlingen weiters in gerader Linie über den Randen geführt, und lässt sie in Hüfingen ausmünden, wo er Juliomagus ansetzt. Hiebei erwähnte Herr Paulus natürlich auch Siblingen als an dieser Strasse gelegen; es waren aber bisher keinerlei römische Spuren hier zu Tage getreten. Siblingen, der höchste und lieblich gelegene Ort des Klettgaus, ist nach Nord und Ost umkränzt vom Randen, der von hier noch circa 1000 Fuss ansteigt; er zertheilt sich gegen das Dorf hin in 3 Abhänge, in den wuchtigen Ausläufer nach Westen, in ein gegen das Dorf steil abfallendes Horn, dessen kegelförmige Endspitze, der Schlossbuck, einst von einer fast spurlos verschwundenen, längst abgegangenen Burg gekrönt war, und endlich dehnt sich östlich das Horn des Kornbergs sammt Staufenberg mit weitem landaufwärts fortgesetztem Plateau aus. Zwischen dem zweiten und dritten der genannten Höhenzüge öffnet sich das sogen. Langthal, und führt mit einer guten Strasse fast durchgängig sanft ansteigend auf die Höhe des Randen.

Referent war noch ganz unbekannt mit der obigen Ansicht über Siblingens antiquarische Bedeutung, als er im Jahre 1869 in diesem Orte sich niederliess; aufmerksam indessen für alles Historische hörte er mit Interesse die Volkssage von einem in der Nähe untergegangenen Dorfe, von dem wirklich noch mehrere Thaläcker den Namen „Döttlingen“ führen. Hoch über diese Aecker erhebt sich östlich vom Dorf und rechts vom Eingang in das sogen. Langthal eine Bergzunge, ziemlich sanft ansteigend; sie bildet eine ausgedehnte Vorterrasse des Randenhorns Kornberg und gewährt eine lachende Aussicht ins weite Land, über den Schwarzwald und

den ganzen Klettgau. Der ganze Platz hat von Natur etwas Dominirendes. Hier sollte in frühern Zeiten nach der Sage eine Ziegelhütte gestanden haben. Diess hat sich nun herausgestellt als blosser Erklärungsversuch des Volkes für die vielen auf den dortigen Aeckern sich findenden Ziegeltrümmer. Stücke von terra sigillata, die der Referent bei öftern Besuchen des Platzes fand, überzeugten ihn, dass eine römische Fundstelle unfehlbar hier vorliege; er besprach sich mit den Aeckerbesitzern über allfällige Funde aus frühern Jahren, und brachte in der That nach und nach allerhand Gegenstände zusammen, Stücke von Urnen, Leistenziegeln, Heizröhren u. s. w., und besonders auch eine Gemme aus einem Siegelring, auf der sehr fein eingeschnitten eine männliche Figur mit geschwungenem Wurfspiess in der Hand zu sehen ist. In den reifenden Kornfeldern zeigten sich sodann deutliche Linien dünn bewachsener Stellen, die auf Gemäuer unter der Erde schliessen liessen. Auf diese Mittheilung hin beschloss die antiquarische Gesellschaft von Schaffhausen, durch den Referenten den Platz in Angriff nehmen zu lassen, was diesen Sommer geschah, und trotz geringer Mittel wurde doch der kleine Anfang mit bestem Erfolg gekrönt. Es ist gegenwärtig ein Gebäude zu Tage gefördert von 52' Länge und 26' Breite, abgerechnet die etwa 10' über die Mauer hinausragende Heizkammer. Die meist sehr schön erhaltenen 2—2½' dicken Mauern erreichen theilweise die Höhe von über 6', wodurch eine klarere Einsicht in das Innere des Hauses, in den Zweck der einzelnen Räumlichkeiten ermöglicht wird. Folgendes ist die Beschreibung, die von einem Plane begleitet ist. (Siehe Taf. XXV, Fig. 20.)

Bei der nordwestlichen Ecke führt ein breiter Eingang in den Raum A, dessen Länge die ganze Hausbreite beträgt und dessen Breite 8½' ist; er war mit geschliffenen Juraplatten bedeckt, die Mauern zum Theil noch mit starkem Bestich versehen, und in der Ecke a deutliche Ueberreste des Herdes, sogar ein Küchengeräth, woraus die Bestimmung dieses Gemaches ersichtlich genug wird. Ein schmaler Eingang führt in das kleine Gemach B, 8—9' ins Gevierte, theilweise noch mit schön belegtem Boden von weissen Juraplatten, sowie bemaltem Wandbestich. Von hier aus Eingang in das grössere Gemach C mit theilweise erhaltenem Hypokaust, mit Säulchen aus quadratischen Backsteinen, von denen gleich innerhalb der Schwelle ein ganzes Mäuerchen aufgeschichtet war. Der Zimmerboden, jetzt ganz zerstört, bestand in seiner obersten Lage aus röthlichbraunen Marmorplatten. Von B nach E schmaler Durchgang über eine stark ausgetretene Sandsteinschwelle. Das Gemach E ist zum Theil demolirt, ganz unten an den Wänden ist noch die Bekleidung mit weissen Juraplatten zu sehen. Von hier war ein Eingang in das ebenfalls mit Hypokaust versehene und wie C noch rings hoch ummauerte Gemach D. Die noch vorhandenen Hypokaustsäulen waren über 2½' hoch und ausserordentlich stark, aus Sandstein gehauen. Der ganz demolirte Fussboden war ausgelegt mit polirten weissen Juraplatten. Vom Heizloch her ragen weit hinein die Backsteinmäuerchen des Heizungskanales. Zwischen zwei vorspringenden Mauerstücken schmaler Eingang in das kleine, nicht 4' weite und stark 5' im Durchmesser haltende Halbrundgemach G, dessen Boden, wenig tiefer liegend als der von D mit röthlichem Mörtel ausgelegt war. Säulchen fanden sich keine mehr vor. Ob dieser Raum ein kleines Badezimmerchen gewesen ist? Der Platz b daneben war bis zur Höhe der suspensura ganz gemauert und gränzte so D von H ab, war vielleicht auch der Zugang dazu.

H selber liegt 2' tiefer, zeigte bei c einen schmalen Abzugskanal in der Mauer, war aber so demolirt, dass die untere Umfassungsmauer nicht einmal mehr erkannt werden konnte. Ebenso blieb F ein Räthsel, eine Räumlichkeit, deren Mauer 1 $\frac{1}{2}$ ' vorspringt. Sie war hoch hinauf mit Pflaster und Steinen ganz ausgemauert, sei es zur Stütze des abwärts terrassirten Hauses, sei es zu fortificatorischem Zwecke. Die Zimmer C und D wurden geheizt vom Raume J aus, in dessen Mitte das aus starken Sandsteinen aufgeführte Heizloch noch deutlich da steht. Nach C spielte die Hitze durch einen Kanal ausserhalb der Mauer und durch einen gewölbten Durchgang durch die Mauer von C. In J lagen enorme Aschenhaufen; bei f liegt noch die Thürschwelle aus Sandstein. In diesem Raume fand sich der Schädel eines Menschen. Auch fanden sich bei der Ausgrabung, wie immer, Bruchstücke von edlern und geringern Thongefässen in Menge, ferner Glasstücke, Nägel und Anderes aus Eisen, besonders wichtig aber war der Fund von Ziegeln der Leg. XI. C. P. F. Es legen wol dieselben, in Verbindung gebracht mit der dominirenden Position ihres Fundortes, den Baulichkeiten um so mehr militärische Bedeutung bei, was sich bei Fortsetzung der Ausgrabungen gewiss noch weiter bestätigen wird. Wir haben nämlich bestimmte Spuren, dass diese Bergterrasse weithin von Gebäulichkeiten übersäet ist, dass wir Reihen von Häusern zu Tage fördern können, und von Wichtigkeit ist, dass sich dieselben auch ziemlich weit dem Langthal entlang ziehen. Ganz in der Nähe dieses Hauses graben wir gegenwärtig ein zweites aus, das mehr und mehr enorme Dimensionen annimmt. Ein drittes ist weiter hinten durch Privathand stückweise durchwühlt worden; überall ist der Platz an Funden ergiebig. Zu bemerken ist noch, dass die Brunnenstube von Siblingen auf eben dieser Bergzunge liegt.

Unstreitig ist durch diesen Fund römischer Werke, die vor der Hand wenigstens bis ins Jahr 85 nach Chr. zurückweisen, Siblingen ein bedeutungsvoller Factor für die historische Erforschung unserer Gegend geworden und besonders auch für die Lösung der Frage, wohindurch die Consularstrasse geführt habe. Merkwürdig ist jedenfalls, wie dieser Fund zusammentrifft mit der von E. Paulus vor Jahren ausgesprochenen Ansicht, hier bei Siblingen durch habe diese Strasse geführt, um das dominirende Terrain des Randen zu gewinnen. Diese Ansicht und die daraus resultirende Bedeutung Siblingens sucht Herr Staatsschreiber Dr. Wanner von Schleithelm als unmöglich hinzustellen in seinem neuesten Schriftchen: „Beiträge zur Ausmittlung der römischen Militärstation Juliomagus in der Umgebung von Schleithelm.“ Es würde diese seine Hypothese „Schleithelm-Juliomagus“ durch die genannte Strassenrichtung eben gänzlich beseitigt, nachdem sie freilich bisher schon stark in Zweifel gezogen war (so z. B. auch in den „Jahrbüchern für d. Litt. d. Schweizergesch. von G. Meyer von Knonau“). Der Inhalt des genannten Schriftchens besteht im Wesentlichen darin, dass es die These zum zweitenmale behauptet, für die schon das erstemal bessere Begründung gewünscht wurde, (so eben in den citirten „Jahrbüchern“). Auf den zwanzig Seiten, die mit acht Seiten voll längst bekannter und anderswo zu lesender Notizen eingeleitet sind, findet sich überhaupt kein eigentlicher, neuer Beitrag für die Forschung; alles bewegt sich darum, Juliomagus und die Consularstrasse nach Schleithelm zu nöthigen und hiezu müssen mehrfache Unrichtigkeiten mithelfen und gelegentlich Kunstgriffe, die nicht wissenschaftlich sind. Da es diess Referat mit

sich bringt, erlaubt sich Referent, nur einzelne solche Punkte aus Dr. Wanners Schriftchen zu beleuchten; es soll dabei keine These gestellt, aber die volle Möglichkeit der Ansicht des hochverdienten E. Paulus dargelegt werden.

Die Strasse muss nach Schleithem, sagt Herr Dr. Wanner, und es ist sinnlos, sie über Siblingen und den Randen zu dirigiren, wenn diess auch ein Mann thäte, wie Paulus, der seltenen Sinn und Auffindungsgabe für römische Werke mit ganz bedeutenden topographischen Kenntnissen verbindet, der im Jahre 1822 schon eine Römerstrasse entdeckte und seither erfolgreiche Forschungen nach Römerstrassen über ganz Württemberg und über Theile von Baden, Hessen, Bayern fortsetzte, der befähigt ist, den Officieren Unterricht in der Terrainlehre und Terrainbenutzung zu ertheilen. Behufs dieser bestimmten Behauptung schliesst Herr Dr. Wanner bei Siblingen einfach den Randen ab als völlig unzugänglich und gibt eine ganz unrichtige und täuschende Darstellung der dortigen Terrainverhältnisse. Dem gegenüber verweise ich auf meine Eingangs geschilderte Lage von Siblingen und betone es hier, dass der Randen einen sehr zugänglichen Durchlass für eine meist sanft emporführende Strasse bietet, eine solche auch gegenwärtig hat. Auf der Höhe angelangt verliert sich zwar dieselbe eine Strecke weit; dagegen wurde mir durch mehrere Untersuchungen constatirt, dass in alter Zeit eine grössere Strasse weiter über den ganzen Randen auf ausgewähltem günstigem Terrain führte und fast ohne Fall ausmündet in die heutige Strasse, die von Barga nach dem badischen Zollhaus führt. Sie wird heute noch von Randenanwohnern die „alte Heerstrasse“ genannt und lässt sich auch deutlich verfolgen. Ueber die Structur dieser Strasse will ich vor genauern Untersuchungen noch nichts aussagen. Interesse dagegen bietet noch die Notiz, die ich von einem greisen Siblinger erhielt: Er arbeitete als Knabe mit seinem Vater an dieser Strasse durchs Langthal eine Strecke hinter unserm Römerplatz behufs Correction der Strasse. Auf einem kleinen Stück, das sie dort durchgruben, fanden sie über 100 Maulthier-Hufeisen (nach seiner Beschreibung), was den Vater zu der Bemerkung veranlasst habe: Hier müsse doch einmal viel Verkehr gewesen sein. Mit dem allem ist der Randen zur Genüge als ein Berg nachgewiesen, über den man auch mit einer rechten Strasse kommen kann. Nun soll aber, nach Dr. Wanner, durch „Specialforschung“ nachgewiesen sein, dass die Consularstrasse nicht nach Siblingen, sondern von der Mühle über Gächlingen hinaus nach Schleithem abgeschwenkt habe. Diess ist mindestens eine Hyperbel. Eine wirkliche solche Forschung müsste auch noch ganz anders betont und in ihrem Gang dargelegt werden, da sie ja dann ein wesentlicher „Beitrag zur Ausmittelung“ wäre. Indessen hat eine solche Specialforschung weder Hr. Dr. Wanner unseres Wissens unternommen, noch ist ein anderer Forscher neueren Datums bekannt. Oken hat vor Jahren unsere Gegend im Blick auf die römische Haupttheerstrasse bewandert, liess damals durch einige Männer zwischen Trasadingen und Gächlingen an mehreren Stellen aufgraben und es erwies sich der Strassenzug bis zur Mühle über Gächlingen hinaus als römischen Ursprungs. Dagegen an der von Dr. Wanner behaupteten Schwenkungslinie nach Schleithem, also eben auf dem fraglichen Gebiet, hat Oken nichts entdeckt. Eine andere Specialforschung aber, die etwas erwiesen hätte, existirt nicht. Dagegen ist laut Bericht eine römische Strasse über das Gebiet von Unter-Hallau mit Ersteigung der dortigen Höhen aufgedeckt worden, nach

Schleitheim zu führend, und diess gerade wird auch von E. Paulus angenommen, wenn er sagt: „Dass bei Schleitheim eine namhafte römische Niederlassung war, zu der eine römische Strasse nach Zurzach führte, kann Niemand in Abrede ziehen, und desshalb ist der Punkt auch eben so wichtig, wie wenn er an der grossen Operationslinie liegen würde.“ Die letztgenannte Strasse über den Bezirk von Unter-Hallau ist dann eben eine Abzweigung der nach Gächlingen fortlaufenden Hauptstrasse. Da ich mich nur auf das zu meinem Thema Nöthigste beschränke, so unterlasse ich es, einlässlicher auf die Messungen zu kommen, mit denen Herr Dr. Wanner gegen die Ansicht von Paulus und für seine These Schleitheim-Juliomagus zu Felde zieht. Sie treffen grösstentheils nicht zu und die Angaben sind oft unbegreiflich. Zudem bedarf es einer starken Misshandlung oder Missachtung der Peutinger-*tafel*, um neben ihren Daten vom angeblichen Schleitheim-Juliomagus nach Sumlocenne-Rottenburg zu gelangen. Missachtung aber verdient die Peutinger-*tafel* nicht. Was an Dr. Wanners Schrift besonders bemüht, ist noch Folgendes: In der Schrift von Paulus über die Peutinger-*tafel*, pag. 20, steht gedruckt: „Schleitheim liege eine Stunde östlich von der durch ihn aufgestellten Consularstrasse über den Randen“; der unbefangene Leser erkennt darin leicht einen Druckfehler (an Stelle des Wortes westlich), zumal da auf derselben Seite Schleitheim zwei Mal ganz richtig orientirt ist. Wenn man nun daraus dem so achtungswerthen Forscher einen sinnlosen Wirrwarr unterschieben will, so ist das auf eine Weise gefochten, die an der Aechtheit der verfochtenen Idee sehr zweifeln macht. Der beste Grund, der für die grössere Bedeutung Schleitheims angeführt wird, ist unstreitig das Vorkommen von Ziegeln der Leg. XXI; aber wenn man auf das hin die Consularstrasse und noch Juliomagus eben dorthin festsetzen will, so ist das viel zu viel gefolgert. Diese Ziegel beweisen allerdings klar, dass bei Schleitheim und ohne allen Zweifel überhaupt in dieser Umgegend die Leg. XXI gestanden habe, somit aber auch in Siblingen. Wünschenswerth wäre es freilich, wenn wir bei weitem Ausgrabungen hier ebenfalls die Stempel dieser Legion fänden, und es scheint mir um so leichter möglich, als ich bei den gegenwärtigen Aufdeckungen den Eindruck habe, das Gemäuer sei in älteres Trümmerwerk hineingebaut. Sollten sich aber auch keine vorfinden, so beweist diess noch nichts gegen den hiesigen Aufenthalt der Leg. XXI. So kommen z. B. in Württemberg verhältnissmässig nur sehr selten gestempelte Ziegel vor. Man denke an das an Alterthümern so reiche Rottweil, wo die Ziegel der Leg. XI äusserst spärlich sich fanden. Jedenfalls also könnte, auch wenn die Stempel der Leg. XXI sich hier nicht fänden, diess keinen irgendwie zureichenden Grund abgeben gegen das Vorkommen der Truppen selbst und gegen das früheste Alter unserer Bauüberreste, besonders wo so viel gewichtige Stimmen für dasselbe sprechen.

Doch genug hierüber. Es sollte durch dieses Referat nur dargethan werden, dass in Siblingen schon an und für sich ein Beitrag zur Geschichtskunde zu Tage getreten ist, und dass der hiesige Platz als wesentlicher Factor fortan wird berücksichtigt werden müssen bei Bestimmung der Consularstrasse, wie es bereits vor der Entdeckung geschehen war. Besonders dem antiquarischen Verein von Schaffhausen ist dadurch vermehrte Veranlassung geboten, sein im Grunde kleines Forschungsgebiet, das aber noch vieles birgt, recht zu untersuchen und besonders wo möglich

die Hauptstrasse durch dasselbe zu ermitteln. Wirklich regt sich gegenwärtig lebendiges Streben nach dieser Richtung, und ich zweifle nicht, dass das Ziel bei rechtem Angreifen erreichbar sei. Nur braucht es dazu buchstäblich tiefes Graben, viel practisches Probiren und daneben jene dienende Wissenschaftlichkeit, die sich unter die Sache stellt.

G. KELLER, Pfr. in Siblingen.

121.

Antike Schnappmesser.

Herr L. Rochat theilt im „Anz. für schw. Gesch.- u. Alterthumskde.“ im Märzheft 1860, S. 85, unter dem Titel „Antiquités burgondes trouvées à Yverdon“ unter anderem auch ein Schnappmesser mit, wovon der Hintertheil des Heftes aussieht, wie die Prora eines antiken Schiffes. Jenes Messer (Fig. 10) wurde ganz in der Nähe der Ruinen des alten Castrums Eburodunum in dem „*pré de la cure*“, einem antiken Leichenfelde, aufgehoben, wo sich auch gemauerte Gräber vorfanden. Herr Rochat fand mehrere der dort entdeckten Gegenstände, Agrafen etc., ähnlich den in fränkischen und burgundischen Gräbern sich vorfindenden Fundstücken. Damit war jedoch die Frage, welchem Volke jenes Messer von Yverdon angehörte, keineswegs gelöst, denn Eburodunum ist bekanntlich auch eine reiche Fundstelle römischer Alterthümer, und gerade der *pré de la cure* zu Yverdon ruht auf Ueberresten römischer Gebäude (Mitth. der antiq. Gesellschaft Zürich, Band XIV, Heft 3), so dass das von Rochat mitgetheilte Schnappmesser, wenn man den Fundort berücksichtigt, eben so gut römisch sein könnte. Aehnliche Schnappmesser führt Herr Dr. F. Keller in seiner Statistik der römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz (Mitth. Band XV, Heft 3, Taf. XII, Fig. 19. 20) als römische Fundstücke von Vindonissa auf, nur haben jene Messer an der Stelle des einem antiken Schiffsvordertheile ähnlichen Schnabels das eine einen behelzten Kopf, das andere einen Knopf. Bei beiden haben jedoch die Klingen fast die Form eines morgenländischen Schwertes.

In der Sammlung des Einsenders finden sich drei solcher Schnappmesser, von denen wenigstens zwei römischen Fundboden entnommen wurden. Das eine (Taf. XXIV, Fig. 9) ward vor etwa 5 Jahren von einem Landmann in Basel-Augst tief unter der Erde an einer Stelle gefunden, wo damals grosse römische Quadern und Mauersteine der alten Augusta Rauracorum ausgegraben, und zugleich Gefässfragmente aus Terra cotta gefunden wurden. Einsender erwarb es in Augst vom Finder selbst. Das Heft des Messers ist von Bronze, mit glänzender dunkelgrüner Aerugo überzogen. Dessen Form gleicht der eines römischen Schiffes, mit einer Prora navis, wie sie auf den Assen der römischen Republik und den Legionsmünzen des M. Antonius abgebildet erscheint. Die Stelle des Rostrums bildet ein länglicher Knopf von Bronze, an welchem ein Gäbelein befestigt ist, das hinausgezogen werden kann. Die Klinge ist ähnlich, wie die Klingen der von Dr. Ferd. Keller mitgetheilten Schnappmesser von Windisch.

Ein in allen Theilen ähnliches Messer ward vor einigen Jahren in der Nähe von Biel gefunden. Es ist bekannt, dass in Biel selbst und in der Umgegend wiederholt römische Alterthümer gefunden wurden. (Ich erinnere an den Münzfund in der Brunnquellgrotte vom Jahre 1846 und an die Fundstücke von Mett.) Bei diesem Messer, das früher Herrn Oberst Schwab in Biel gehörte und in die Sammlung des Unterzeichneten gelangte, ist die Klinge noch bewegbar, das Gäbelein ist eingerostet und der Knopf desselben zerstört. Auch hier findet sich am bronzenen Heft die dunkelgrüne Aerugo.

Ganz ähnlich ist die äussere Form eines vor mehreren Jahren aus dem Grunde des Bielersees hervorgehobenen grösseren Messers. Hier ist das Heft von Eisen, an welches auf beiden Seiten ein Griffstück von Elfenbein oder Bein mit 18 bronzenen, zugleich zum Zierrath dienenden Kopfnägeln befestigt ist. Auch an diesem in meine Sammlung gekommenen Messer ist ein, nun eingerostetes, Instrument zum Hinausziehen angebracht. Würde man dieses Messer vereinzelt betrachten, ohne es mit den zu Eburodunum, Vindonissa, Augusta Rauracorum und Biel gefundenen zu vergleichen, so würde man es nicht ins hohe Alterthum versetzen und eher glauben es gehöre dem Mittelalter an.¹⁾

Ich überlasse die Beantwortung der Frage, welcher Zeit und welchem Volke alle diese wahrscheinlich einer und derselben Periode und einer und derselben Geschmacksart angehörenden antiken Schnappmesser zugetheilt werden müssen, andern und spreche nur die Vermuthung aus, dass die in Yverdon, Windisch und Augst gefundenen Stücke der spätrömischen, vorburgundischen Zeit angehören mögen, zu welcher Vermuthung auch die Form des römischen Schiffes und die entschieden römischen Fundstellen führen.

Solothurn, im November 1871.

J. AMIET, Advocat.

¹⁾ Es ist auch möglich, dass das Messer Nr. 5, das, weil es im Wasser war und überkrustet wurde, sehr gut erhalten ist, der fränkisch-burgundischen Zeit angehört, in welche die römisch-antike Schiffsform dieser Schnappmesser herübergekommen sein mag.

122.

De l'âge des tourbières.

Sous ce titre nous n'entendons nullement traiter de la croissance des tourbières sous le rapport botanique, mais seulement indiquer quelques faits propres à reconnaître l'âge des objets de l'industrie humaine qu'on rencontre dans les tourbières.

Dans mes publications sur le premier âge du fer en 1866 et 1871, nous avons émis l'opinion que les ouvriers d'un pays conservaient certaines formes pendant un grand nombre de siècles, c'est-à-dire aussi longtemps que les formes étaient utiles à l'industrie. Dans mon volume sur les monuments de l'ancien Évêché de Bâle, époque celtique et romaine, page 148, j'ai signalé divers objets trouvés dans les tourbières de Bellelay, à des profondeurs diverses qui indiquaient, avec une certaine précision, quelle avait été la croissance de la tourbe en ce lieu. On a d'abord recueilli, sous une couche de deux pieds de tourbe, deux rouleaux de monnaie du

15 siècle, dont la plus récente était de l'année 1477. Il avait donc fallu quatre siècles pour produire ces 2 pieds de tourbe non encore compacte. Plus tard, en ce même lieu, on déterra à 12 pieds de profondeur les ossements d'un cheval dont un des pieds était ferré. Ce fer que je possède est étroit de métal à bord extérieur onduleux, comme ceux que j'ai trouvés ailleurs avec des objets du premier âge de fer. En calculant 2 siècles pour un pied de tourbe, ce fer avait donc 24 siècles. Enfin à 20 pieds de profondeur, toujours au même lieu, on rencontra une aire à charbon sur le sol primitif, ce qui représentait 4 mille ans. — M. Boucher de Perthes estime qu'il faut un siècle pour produire 3 ou 4 centimètres de tourbe; mais ses calculs ne sont pas applicables à la tourbière précitée. La croissance varie selon les localités et on ne peut assigner le même âge aux couches supérieures qu'à celles inférieures qui sont plus denses, plus compactes et par conséquent plus anciennes que les premières.

En octobre dernier un ouvrier en creusant les fondations d'une maison à Cormoret, Jura bernois, rencontra à environ 4 pieds de profondeur une hache de fer. Ce terrain est une tourbière qui n'a jamais été labourée mais seulement fauchée. Elle a donc cessé de naître. Sa couche supérieure se compose de terre plus ou moins tourbeuse d'environ un pied d'épaisseur. Puis vient la tourbe mesurant trois pieds, et sous celle-ci une couche de ramilles ou de débris de petit bois de trois pouces d'épaisseur et enfin du charbon reposant sur le terrain primitif ou la marne blanchâtre, base de toutes les tourbières. C'est sous le bois pourri, mais bien reconnaissable, que se trouvait la hache et elle porte encore les traces de son contact avec les buchilles.

Cet instrument est une doloire de charpentier, dont l'oxydation profonde révèle un long séjour dans ce terrain. Cependant sa douille renferme encore un restant du manche, comme cela se voit dans certains terrains pour des pointes de lances ou de flèches. Cette hache porte la marque de l'ouvrier sur les deux extrémités de son taillant. Cette marque consiste en un écusson chargé d'une étoile à 5 pointes, et la forme de cet écu appartient du 12 au 13 siècle. (Pl. XXIV, fig. 11.)

La hache est un peu contournée, comme doivent être les doloires des charpentiers, et cela indique que ce n'était pas une hache d'arme. Nous en avons vu de pareilles déterrées dans les ruines du château de Cleinout détruit en 1475 et aux archives de Porrentruy, qui appartenaient à la même époque. Les armoiries et les sigilles de la famille noble de Liechtenfels, au 14 siècle, portent de semblables haches.

Voilà donc encore une de ces formes persistantes et qui se perpétuera aussi longtemps qu'on charpentera du bois.

Quel est l'âge de la doloire de Cormoret? C'est ce qu'on ne peut apprécier avec certitude. Mais si cette tourbière avait cru comme celle de Bellelay, la hache aurait au moins huit siècles, tandis que l'écusson qu'elle porte ne lui en assigne que sept. Il serait donc fort-intéressant de surveiller les travaux qui se font dans les tourbières et de recueillir les objets de l'industrie humaine qu'on y rencontre, afin de s'édifier sur la croissance des premières et sur l'âge des seconds.

A. QUIQUEREZ.

Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler.

Eine der Hauptschwierigkeiten, welche sich dem Ausbau einer „schweizerischen Kunstgeschichte“ entgegenstellen, besteht in dem Mangel an zuverlässigen Notizen über den heimischen Monumentalbestand. Nicht bloss sind bis zur Stunde die hervorragendsten unserer mittelalterlichen Baudenkmäler, wie die Kathedralen von Genf und Lausanne, die Münster von Freiburg und Bern der verdienten Publication entgangen, sondern es fehlt überhaupt an einer systematischen Kunstforschung, wodurch die Existenz der überall zerstreuten Denkmäler constatirt und dieselben, sei es durch Beschreibung, sei es durch blosse Notiznahme, bekannt gemacht würden. Der Forscher ist in den meisten Fällen auf das zufällige Glück einer Entdeckung oder beiläufiger Aeusserungen angewiesen, aber auch in dem letzteren Falle ist der Verheissung schon manche Enttäuschung gefolgt.

Es war desshalb ein glücklicher Wurf, als Nüscherer seinem Werke über die Gotteshäuser der Schweiz eine kurze Aufzählung der in den betreffenden Bisthümern vorhandenen Baudenkmäler folgen liess, und damit den Anfang zu einer kunstchronologischen Aufzählung unserer heimischen Monumente machte. Leider jedoch nimmt die Fortsetzung dieses vortrefflichen Werkes einen sehr langsamen Verlauf, während anderseits die Zahl der noch bestehenden Monumente, sei es in Folge ihrer Verschollenheit und der Missachtung, sei es durch die unglückliche Restaurationswuth von Jahr zu Jahr sich verringert. Es gilt diess namentlich von den kleineren, ländlichen Denkmälern, die, wenn sie auch keine hervorragende Stellung in einer Kunstgeschichte behaupten würden, so doch in ihrer Gesamtheit einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung localer Stylrichtungen darbieten.

Es wäre somit an der Zeit, jenen schon erwähnten Bestrebungen sich anzuschliessen und schrittweise, in gedrängter Beschreibung, oder in einfacher Aufzählung das Vorhandene zu notiren. Wenn dabei freilich die Sammlung „trockener Materialien“ als der erste und augenfälligste Zweck sich darstellt, so glauben wir dennoch über weitere und tiefer gehende Absichten keinen Zweifel zu lassen. Der bewährte Vorgang deutscher Kunstforscher (Kugler, kleine Schriften; Lotz, Kunsttopographie Deutschlands) hat den wissenschaftlichen Nutzen solcher Vorarbeiten ausser Frage gestellt. Auch für weitere Kreise sollte damit eine Anregung geboten werden. Durch die Kenntniss der Monumente, und wäre es auch nur ihres Vorhandenseins, wird der Reisende auf mancherlei Sehenswürdigkeiten hingeleitet, die sonst als verschollen oder unbeachtet geflissentlich oder unwissend übergangen würden. Dasselbe gilt für die Menge, die den Propheten im Lande selten erschaut, während manchmal die blosse Hinweisung auf verwandte Denkmäler und Parallelen den Werth des Einzelnen zu heben vermag. Endlich aber — und das ist der Hauptzweck dieser Veröffentlichungen — hoffen wir auf einen fruchtbaren Rückschlag für die Arbeit selbst. Wohl wissend, dass eine geordnete und vollzählige Statistik nur der Arbeit und dem Zusammenwirken Vieler gelingt, sind wir desshalb in ganz besonderem Maasse auf Beiträge und Berichtigungen von Seiten auswärtiger Freunde und Mitarbeiter angewiesen. Die Verbreitung dieses Organes lässt hiefür das Beste

erwarten. Wir ersuchen also die sämmtlichen verehrten Leser, denen die Pflege und die Förderung heimischer Kunstgeschichte am Herzen liegt, dieses Unternehmen durch ihre Beiträge und Berichtigungen zu unterstützen, insbesondere wird der Geschichtsforscher im Falle sein, unser Material durch urkundliche Citate zu bereichern. Nur selten nämlich sind directe Nachrichten über die Entstehungszeit der einzelnen Monumente vorhanden, gewöhnlich ist nur von Stiftungen die Rede, und damit ist für den vorliegenden Bestand in der Regel sehr wenig gesagt, denn überall aus hundert bitteren Erfahrungen bestätigt sich die Kritik, welche den Forscher zwingt, zwischen Stiftung und Bau zu unterscheiden. Man ist daher sogleich von den Anfängen hinweg auf die Verfolgung der weiteren Ereignisse angewiesen, die im Leben der Stiftungen Epoche machten, mögen es Feuersbrünste sein, oder andere Kalamitäten, die einen Neubau oder Wiederherstellungen bedingten, päpstliche oder bischöfliche Ablassbriefe, Dotationen von Seiten hervorragender Gönner, durch welche der Wohlstand und damit die Lust zu weiteren Unternehmungen gehoben wurden. Alle diese Nachrichten sind wohl zu beachten, denn oft lässt sich an der Hand derselben eine ganze Baugeschichte verfolgen, oder es genügt wohl eine einzige solcher Stellen, um mit einem Schlage über Fragen zu entscheiden, die Angesichts des Monumentalbestandes allein, für immer unerledigt geblieben wären. Wir bitten ferner um die Nennung von Meistern, von Architekten, Bildhauern, Malern, Glasmalern, Goldschmieden und anderer Kleinkünstler, wo solche an der Hand genauer Citate erhältlich sind, und ersuchen überhaupt den Reisenden, wie den Bewohner des Landes, insbesondere die Herren Geistlichen, uns mit ihren Erfahrungen und Entdeckungen aus allen Gebieten und Monumenten mittelalterlicher Kunst des Inlandes gütigst bekannt machen zu wollen.

Was die Methode betrifft, die wir der Aufzählung zu Grunde legen, so soll mit den Denkmälern des sogenannten romanischen und des romanisch-gothischen Uebergangsstyles begonnen werden. Eine zweite Abtheilung wird die Aufzählung der gothischen Denkmäler und der Monumente aus der Zeit vom XVI. bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts enthalten. Die Eintheilung nach Kantonen und Ortschaften ist der Bequemlichkeit und allfälliger Wiederholungen wegen die alphabetische. Hinsichtlich der Auswahl von Monumenten, werden wir grundsätzlich nur solche beschreiben, die aus eigener Anschauung bekannt sind und dieselben mit (R) bezeichnen. Allfällige Notizen, die uns gütigst zukommen, sollen gewissenhaft mit dem Citate des Berichterstatters eingereiht werden. Bei solchen Monumenten, die bereits durch Aufnahmen oder Beschreibungen bekannt geworden sind, genügt eine Hinweisung auf die betreffenden Publicationen. Wo die Angaben irrtümlich, oder spätere Veränderungen eingetreten sind, bleibt die Berichtigung aus eigener Anschauung vorbehalten.

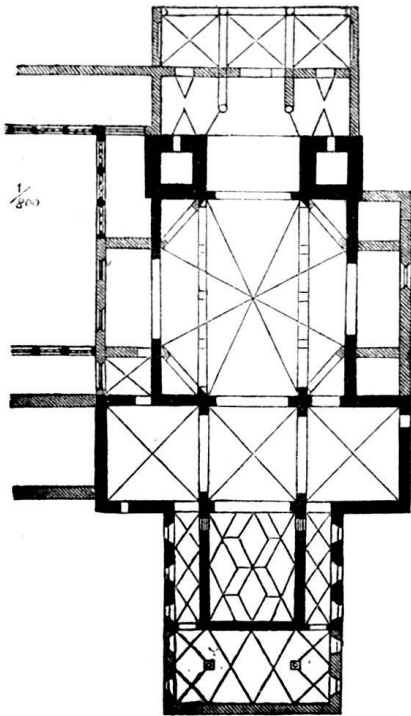
Zürich, im Januar 1872.

Prof. J. R. RAHN.

I. Kanton Aargau.

Kloster Fahr. Kapelle neben dem Klosterthor. Einschiffiges Langhaus mit quadratischem Chor. Einfachste roman. Architektur. Grabstein eines Freiherrn von Regensberg.

Muri. Ehemalige 1027 gegründete Benedictiner-Abtei. Klosterkirche 1064 geweiht. Brand im Kloster 1300 und 1363. Gründlicher Umbau der Kirche 1693 (v. Mülinen, Helv. Sacr. I. 106 u. ff.) mit Benutzung einer roman. Anlage. Von Letzterer sind Chor und Querschiff, Theile der Seitenschiff-



mauern und die beiden an der Westfronte vortretenden Thürme erhalten. Die Chorgruft (XI. Jahrh.?) Metres 8,80 lang und 7,20 breit, mit geradlinigem Abschluss im Osten und 3 Säulenpaaren, welche die annähernd gleich breiten Schiffe begrenzen. Rundbogige rippenlose Kreuzgewölbe mit schwach vortretenden Quergurten und Archivolten. Niedrige Würfelkapitälé und attische Basen mit sehr hohen und straffen Hohlkehlen. An den Wänden schwach vortretende Halb Pfeiler mit Schmiegen für Gesimse und Basen. Die Klosterkirche war eine dreischiffige (Säulen- oder Pfeiler-?) Basilica, das Mittelschiff Metres 18,50 lang und wahrscheinlich wie die Seitenschiffe flachgedeckt, letztere Metr. 3,35 breit; Mittelschiff 8,50 im Lichten. Chor und Querschiff sind mit rippenlosen Kreuzgewölben überspannt. Ersterer mit horizontalem Abschluss und zwei niedrigen Seitengängen, die sich längs der Nord- und Südseite mit Thüren und Treppen gegen die Krypta öffnen. Später wurde der Chor mit einem gothischen Sterngewölbe versehen, dessen Schlussstein das Wappen des Abtes Laurenz v. Heydegg (gleichzeitigen Erbauers des Kreuzganges) trägt. Beim Umbau der Kirche im Jahre 1693 wurden die Stützenreihen des Langhauses entfernt und dasselbe als Ganzes mit einer achteckigen Barockkuppel überwölbt. Gleichzeitig wurden die Langwände der Seitenschiffe durchbrochen und

rechtwinkelige Nebenkappen vorgebaut, deren Tonnengewölbe als südl. und nördl. Tragebögen für die Kuppel fungiren. Romanischer Detailschmuck fehlt. Am Aeusseren sind der Giebel des nördl. Querschiffes und die untere Hälfte des südwestl. Thurmes mit hohen und schmalen Rundbogenblenden verziert; eine ähnliche Dekoration zeigt die in Merians Topographie abgebildete Chorfront. Der Hochbau des südwestl. Thurmes mit gekuppelten Rundbogenfenstern, der nordwestl. Thurm in gothischer Erneuerung. (R)

Muri, Pfarrkirche. Thurm romanisch.

Wettingen. Ehemaliges Cistercienser-Kloster. — Kirche nach bekannten Ordensregeln geplant. — Roman. Uebergangsstyl. Aeltere oder gleichzeitige Reste im anstossenden Flügel des Kreuzganges, und in verschiedenen Conventgebäuden. Glasgemälde des XIII. Jahrh. (sehr vernachlässigt) im Kreuzgang. Roman. Sarkophag (angeblich König Albrechts) in der Kirche. (Lübke in den Mittheil. der Antiquar. Gesellsch., Bd. XIV. 5.)

Zofingen. Reste roman. Backsteinbauten. (Hammann, briques Suisses ornées de bas-reliefs du XIII^me siècle. Extrait du tome XII des Mémoires de l'Institut genevois. 1867.)

II. Kanton Basel.

Basel. Münster. Aufnahmen: Beschreibung der Münsterkirche und ihrer Merkwürdigkeiten in Basel. Basel 1842. E. Förster, der Münster zu Basel: Deutsche Kunstblätter 1855. S. 33 u. ff. und Denkmäler deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. 1, zu 29–32. Eine äusserst sorgfältige und umfassende Publication steht von Prof. G. Lasius in Zürich zu erwarten. — S. Alban. Kreuzgang roman., einfach. — S. Leonhard. Unter der Kirche angeblich eine roman. Krypta.

Muttenz. Kirche mit roman. geradlinig geschlossenem Chor.

Schönthal. Ehemaliges Benedictiner-Doppelkloster, 1130 oder 1145 gegründet. (v. Mülinen I. S. 122.) (L. A. Burckhardt) Notizen über Kunst und Künstler zu Basel, 1841. Spätroman. Klosterkirche, profanisirt. Einschiffiges, ursprünglich flachgedecktes Langhaus von unregelmässiger Form (circa Metres 21,30 Länge bei Metres 11,40 östlicher und 11,10 westlicher Breite) mit drei (abgebrochenen) Apsiden in unmittelbarem Anschluss an die Ostwand. Die Rundbögen der Seitenchöre auf schmucklosen Schräggemisen (Schmiegen), derjenige der Hauptabsis auf tauförmig verzierten Gemisen von attischer Gliederung. Spuren von Malereien an der S. Langwand. Das Aeusserer schmucklos und verbaut bis auf die Westfronte. Ueber dem kräftig profilirten und mit einer Rollschicht geschmückten Gurtgemise enthält der Giebel ein weites Rundfenster. Darunter das Portal

ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

N^o 2.

ZÜRICH.

APRIL 1872.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 20 Cts. franco für die Schweiz.

Man abonnirt bei den Postbüreaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direct bei der Verlagsbuchhandlung von J. Herzog in Zürich.

INHALT: 124. Die Pfahlbauten in und um Zürich, von Dr. F. Keller. S. 329. — 125. La station de l'âge de la pierre près Locras (Lüscherz), lac de Bienne, par le Dr. V. Gross. p. 334. — 126. Der Matronenstein, Pierre aux Dames, bei Genf, von Dr. F. Keller. S. 336. — 127. Die Stateren (Schnellwagen) von Baden, von Dr. F. Keller. S. 338. — 128. Römisches Küchengeräthe, gefunden zu Baden, von Dr. F. Keller. S. 340. — 129. Deutung des Broncebildes Seite 312, Taf. XXVI, von Prof. Bursian. S. 344. — 130. Extrait d'une lettre de M. le professeur Grangier à Fribourg. p. 342. — 131. Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler, von Prof. R. Rahn. S. 343. — Erklärung der Tafeln. S. 346. — Berichtigung. S. 346.

124.

Die Pfahlbauten in und um Zürich.

Von den die Stadt Zürich umgebenden Höhen sieht man an windstillen Tagen da, wo der See sich zu verengen beginnt und zum Flusse wird, weisse Flecken aus der dunkelblauen Fläche hervorschimmern. Es sind diess theils natürliche theils künstliche Untiefen, von denen die einen, vom Gestade abgetrennt, sich als Inseln darstellen, während die anderen mit demselben zusammenhängen und Landzungen gleichen. Sowol jene rundlichen, isolirten Stellen, als die vom Ufer ausgehenden sind für die Alterthumsforscher Fundstätten von höchster Bedeutung, indem sie die Ueberreste uralter Behausungen und die Geräthschaften der frühesten Bewohner unserer Gegend bergen.

Die Stellen, welche unser Interesse hauptsächlich in Anspruch nehmen, sind folgende (s. Taf. XXX, Fig. 1):

Erstens das Inselchen, Bauschanze genannt, mit der sich daran anschliessenden Erhöhung, auf welcher noch vor einigen Decennien der Gefängnisthurm, Wellenberg, stand, ferner ein Streifen Seeboden, der sich von der Schanze nach den Badehäusern hinzieht.

Zweitens der sogenannte kleine Hafner.

Drittens der grosse Hafner.

Einen dieser Punkte, nämlich das Stück Seegrund bei den Badehäusern, hatte ich schon in meinem zweiten Berichte als Standort von Pfahlbauhütten beschrieben,



weil Pfähle daselbst bemerkt und Geräthe verschiedener Art herausgezogen worden waren.¹⁾

Im Jahr 1840, nachdem ich mit meinem vor ein paar Jahren verstorbenen Freunde, Herrn Oberst Schwab in Biel, die sogenannten Steinberge von Nidau und Möringen im Bielersee, welche in Form und Umfang mit unsern „Hafnern“ grosse Aehnlichkeit haben, untersucht hatte, nahm ich mit Herrn Stadtverordneten Runge in Berlin, dessen gedeihliches Wirken für die Förderung unserer Bestrebungen wir stets in dankbarem Andenken bewahren werden, eine genaue Besichtigung des grossen Hafners vor, weil ich in diesem ebenfalls einen sogenannten Steinberg, d. i. eine durch herbeigebrachte Steine künstlich erhöhte Untiefe, vermuthete. Den Namen Hafner verdanken, wie die Sage geht, die beiden Untiefen dem Umstande, dass die Töpfer von Zürich vor Jahrhunderten gehalten waren, die missrathenen Häfen auf diese Stellen zu führen und zu versenken. Der niedrige Wasserstand begünstigte damals unsere Untersuchung. Die Tiefe des Wassers betrug nur ein bis zwei Fuss, und einzelne grössere Steine ragten sogar über den Seespiegel hervor. Allein alle Dinge waren mit einer so dicken Kalkkruste überzogen, dass wir nichts Künstliches, nichts Fremdartiges entdeckten, und selbst die Scherben, die nicht erst seit Jahrhunderten, sondern seit Jahrtausenden hier zerstreut liegen, nicht als solche erkannten. Die Stelle bei der Bauschanze blieb mithin 14 Jahre lang nach der Entdeckung der Pfahlbauten der einzige Ort in der Umgebung Zürichs, in welchem Spuren einer Seeansiedlung constatirt worden waren.

Im Jahr 1867 beschloss der hiesige Stadtrath auf Ansuchen der Dampfschiffahrtsgesellschaft diejenigen Stellen an der Ausmündung des Sees, welche die Bewegung der Schiffe hemmten, tiefer legen und die Erhöhung des kleinen Hafners ganz wegräumen zu lassen. Eine von Dampf getriebene Baggermaschine, welche den Schlamm heraushob, und einige Kähne, die denselben aufnahmen und an einer Stelle, wo man einen Quai anzulegen beabsichtigte, wieder in den See warfen, waren den ganzen Winter von 1867 auf 1868 in Thätigkeit und stiegen sodann, um auch hier den Grund zu erniedrigen, in die Limmat hinab. Einen Monat lang arbeitete die Maschine in einer Entfernung von etwa 100 Meter vor den Fenstern unsers antiquarischen Arbeitszimmers, ohne dass wir eine Ahnung hatten, dass das Schöpfrad in dem Unterbau zahlreicher Pfahlhütten wühlte und mit jeder Umdrehung Stücke Holz oder Geräthschaften aus Stein, Thon, Knochen u. s. w. ans Tageslicht brachte, welche dann eine Viertelstunde später in ein Grab sanken, aus dem sie nie wieder auferstehen werden.

Als eine freundliche Vergünstigung betrachteten wir die Erlaubniss, dass die Maschine etwa zwei Tage lang auf dem grossen Hafner sich bewegen durfte, um daselbst tiefe Furchen zu ziehen und die Beschaffenheit seines Bodens aufzudecken.

Wiederum erschien im Jahr 1870 dieselbe Baggermaschine auf der Limmat und wiederum verschwand sie, ohne zur Hebung der antiquarischen Schätze etwas Wesentliches beizutragen. Es war uns vom Schicksal nicht vergönnt, ad majorem gloriam unserer Vaterstadt die Uranfänge der Civilisation seiner Bewohner zu erforschen und in sprechenden Zeugnissen der jetzigen Generation vor Augen zu legen.

¹⁾ Siehe Pfahlbaubericht II, Mittheil. d. antiq. Ges. Band XI.

So entmuthigend auch diese Erlebnisse waren, wünschten wir doch zu einer etwelchen Kenntniss dieser für die Vorzeit Zürichs so bedeutungsvollen Ansiedelung zu gelangen, und wir liessen, da kein anderes Mittel übrig blieb, die allfällig am Rande der Anschüttung (bei der sog. Krache) von den Wellen nicht in die Tiefe hinuntergespülten Artefacte aufsuchen und die in den obenerwähnten Furchen auf den Hafnern bemerkbaren Alterthumsgegenstände vermittelst Zangen herausfischen. Die auf diese Weise gewonnenen Geräthe, vereinigt mit denjenigen, welche in den letzten Tagen der Baggararbeit im Jahr 1869 aus dem über die Bretter in die Transportschiffe hinabgleitenden Schlamm erhascht wurden, bilden nun allerdings eine zwar kleine aber werthvolle Sammlung, die, obwol sie nicht den tausendsten Theil der wiederversenkten Gegenstände ausmacht, dennoch hinreicht, um uns einen etwelchen Begriff von der Natur der hiesigen Pfahlbauten und eine Anschauung der in den verschiedenen Perioden ihres Bestehens vorhandenen technischen Hilfsmittel zu verschaffen.

Ehe ich aber zur Beschreibung dieser Ansiedelungen übergehe, kann ich nicht umhin, mit einigen Worten das frühere Aussehen der Gegend, die Beschaffenheit der Ufer und den Stand des Sees zu bezeichnen.

Denken wir uns den aus Föhren, Eichen, Tannen, Buchen bestehenden Forst, der jetzt nur noch den Gipfel der die Stadt umgebenden Höhen einnimmt und auch dort in seiner Existenz gefährdet ist, bis an den Rand der Gewässer sich herabziehend und von Hochgewild, vom Wolf und Bären durchstreift; denken wir uns in dem Walde eine Anzahl lichter Grasflächen, auf denen der Urochs, der Wisent, das Elenn und andere Thiere grasen, denken wir uns endlich die Uferstellen am Ausflusse der Limmat zu beiden Seiten dicht mit Schilf bewachsen oder mit Erlen und Weiden besetzt, so ist unsere Vorstellung von dem frühesten Zustande der Umgegend sicherlich keine unrichtige.

Was die Ausdehnung des Sees und die Höhe seines Spiegels betrifft, so ist keinem Zweifel unterworfen, dass er auf beiden Seiten seiner Ausmündung beträchtlich an Gebiet verloren hat und früher einen Theil des sogenannten „Kratzes“, sowie auf der entgegengesetzten Seite die jetzt theilweise mit Häusern besetzte Uferstrecke vom Rathhause bis zum Seefelde hinaus einnahm. Sowie noch in unserer Zeit muss vordem sein Stand grossen Schwankungen ausgesetzt gewesen sein, so dass der Abfluss zeitweise nur durch die tiefen Rinnsale stattfand, zeitweise die flachen Uferstellen unter Wasser setzte.

Im Allgemeinen kann aber trotz der vielfachen Veränderungen in der Entleerung des Seebeckens, die in den letzten Jahrhunderten vorgenommen wurden, und theils den Abfluss erleichterten, wie die Anlegung des Schanzengrabens, theils denselben hemmten, wie namentlich die Einengung seines Bettes und die Herstellung von Mühlwerken quer über den Fluss, der mittlere Stand des Sees von dem gegenwärtigen nicht bedeutend verschieden gewesen sein. Wenn wir nämlich annehmen, dass das Pfahlwerk der Wohnungen beim mittleren Stande des Wassers fünf bis sechs Fuss tief im Wasser stand und der Wohnboden weder beim niedrigsten Stande zur Winterszeit trockenen Fusses erreicht werden konnte, noch beim höchsten vom Wellenschlage übergossen ward, also die Bedingung der Isolirung nie fehlte, so sehen wir auch gegenwärtig noch dieselben Verhältnisse vorhanden, indem z. B.

die Höhe des grossen Hafners nie trocken wird, aber auch nie mehr als fünf bis sechs Fuss tief unter Wasser steht.

Was die Oertlichkeit unserer Pfahlbauten im Allgemeinen betrifft, so konnte eine passendere, allen Bedürfnissen der Ansiedler entsprechendere weit und breit nicht gefunden werden. Wenn ursprünglich auf dem Vorhandensein von Fischen die Subsistenz derselben hauptsächlich beruhte, so bot wegen seiner flachen, schilfreichen Ufer kaum ein anderer See einen grösseren Reichthum an diesen Thieren dar. Auf der rechten Seite des Sees zieht sich ein Streifen ebenen Landes, Seefeld genannt, hin, der sich für den Anbau von Getreide und Flachs¹⁾ vorzüglich eignete. Auf den Höhen war an Weideplätzen kein Mangel. Noch günstiger waren am entgegengesetzten Ufer die Verhältnisse. Die nahen, weit ausgedehnten Wälder bildeten ein reiches Jagdrevier.

Zu all diesen Vorzügen gesellt sich noch die Schönheit der Lage dieser Niederlassungen, die freilich von einem für den täglichen Unterhalt und die Sicherheit des Lebens kämpfenden Geschlechte wenig empfunden worden sein mag. Gewiss ist aber, dass in dieser Beziehung keine Pfahlbaulocalität sich mit den unsrigen vergleichen kann.²⁾

Die Pfahlbauten bei Zürich machen uns rücksichtlich der Construction der Fundamente mit einer Eigenthümlichkeit bekannt, die in erster Linie erwähnt zu werden verdient. Wie aus den früheren Berichten zu ersehen, ist nämlich der Unterbau des Wohnbodens einer Pfahlbauansiedelung nach verschiedenen Systemen

¹⁾ Es gibt keinen noch so alten Pfahlbau, in welchem nicht Getreidekörner gefunden werden, und keinen in dem nicht Samen oder Fabricate von Flachs (Faden, Schnüre, Tuch) oder Webegewichte oder Eindrücke von Schnüren, als Verzierung auf thönernem Geschirr u. dgl. zum Vorschein kommen.

²⁾ Bei Erwähnung der Schönheit der Lage unserer hiesigen Pfahlbauten können wir uns nicht versagen, unsern Lesern mitzutheilen, dass im Jahre 1869 an der Universität Cambridge für Abfassung des besten englischen Gedichtes, das „die schweizerischen Pfahlbauten“ zum Gegenstand haben musste, von Herrn Francis Henry Wood vom St. John's College der Preis gewonnen wurde. Wir lassen hier die ersten Verse des Gedichtes folgen:

ZÜRICH! How sweetly glows thy slumbering lake
 Beneath the evening ray. The varying tide
 Is lit with tints of opal crimson-streaked.
 On yonder shore the purpling vineyard slopes
 Down to the fragrant marge, where Nature's hand
 Has crowned the scene with beauty. Branching pines
 Have girt with shadowy zone yon pendent hights,
 That stand like monarchs o'er the plain and guard
 Their realms — a mimic Eden! Sheltering groves
 And dew-washed meads and laden orchards, where
 The ruddy fruit hangs luscious, golden corn,
 And blooming gardens whence the hand of man
 Culls Nature's scented offerings to adorn
 His mountain-dwelling: such the scene. — Yet now
 How altered from the time when near these shores,
 On cloven pile of tall primæval fir
 Or spreading oak, a race ancestral reared
 Their watery home. — —

hergestellt. War z. B. der Seegrund von lettiger Beschaffenheit, so ist der Unterbau ein Faschinen- oder Packwerkbau, gleich denjenigen zu Wauwyl oder Niederwyl (Bericht 3, Seite 73 und Bericht 6, Seite 255 und 260) und besteht in einer auf den schlammigen Seeboden angelegten Aufsichtung von kreuz und quer neben und übereinander geordneten Knitteln und Reisigbündeln mit abwechselnden Lagern von Kies und Lehm. Dieses System konnte übrigens nur in Gewässern von kleinem Umfange und in Sumpfseen, wo der Wellenschlag kraftlos ist, Anwendung finden.

Nach einer andern Methode wurden an der zur Niederlassung gewählten Stelle Reihen von Pfählen so tief als möglich in den Boden getrieben und auf die in gleicher Höhe abgeschnittenen Pfähle der Wohnboden aufgelegt. War der Seegrund von kiesiger Beschaffenheit und das Eintreiben der Pfähle unmöglich, so wurden dieselben erst hingestellt und dann, um ihnen einen festen Stand zu geben, an ihrem untern Ende mehrere Fuss hoch mit vom Ufer hergebrachten Steinen umgeben.

Noch ein anderes Verfahren musste in grössern Seebecken angewandt werden, wenn der Boden tief hinab ganz weich war und die in denselben eingerammten Pfähle der nöthigen Festigkeit und Tragkraft entbehrten. In diesem Falle nahm man zur Legung von Rostschwellen Zuflucht.

Diese Schwellen, deren bei den oben genannten Baggerarbeiten eine Menge herausgezogen wurden und eine Menge noch vorhanden und im Seeboden gesehen werden können, sind von verschiedener Dimension. Die Länge der einen, von denen wir sieben Exemplare gemessen haben, beträgt 6' 6" bei einer Breite von 11" und Dicke von 5—6". In der Mitte sind zwei Einschnitte angebracht von 6" Länge und 4" Breite. Die kleineren Schwellen unterscheiden sich nur durch ihre Längendimensionen von den vorigen und dadurch, dass sie nur mit Einem Einschnitte versehen sind. Alle Schwellen bestehen aus Eichenholz und sind Hälften von ziemlich geraden Stämmen. Die grossen Aeste wurden abgehackt und die Enden abgerundet. Es ist kein Zweifel, dass in diese durchgehenden Einschnitte die Ständer eingezapft und auf das obere horizontale Gerüste der Pfahlboden befestigt wurde. (Taf. XXX, Fig. 2.)

Schon der Umstand, dass diese Schwellen in tieferes Wasser gelegt sind, beweist, dass diese Bauten der Bronzezeit angehören, noch deutlicher aber weist auf die Benutzung von Metallwerkzeugen die Grösse dieser Stämme hin, welche ohne dieses Mittel nicht zu bewältigen waren. Auch die regelrechte Form der Zapfenlöcher nicht minder als die Form der an den Hölzern sichtbaren Hiebe sprechen für diese Annahme. Die Frage betreffend das Alter unserer Pfahlbauten kann bei diesen so wenig als bei allen andern in Zahlen beantwortet werden, und wir müssen uns mit der Angabe aushelfen, dass dieselben schon in der frühesten Steinzeit gegründet wurden und durch die Bronzezeit hindurch bis zur sogenannten ersten Eisenzeit, ja, wenn man will, bis zur römischen Periode unsers Landes fortbestanden. Die Beweise für diese Behauptung werden sich übrigens aus der Betrachtung der Fundstücke der einzelnen Stationen ergeben. (Fortsetzung folgt.)

Dr. F. KELLER.

La station de l'âge de la pierre de Locras (Lüscherz). Lac de Bienne.

L'établissement lacustre de Locras, exploré précédemment par M. de Fellenberg, n'avait pu jusqu'à présent être l'objet de recherches régulières, à cause de la hauteur du niveau de l'eau, s'élevant en moyenne de 1 à 4 pieds au-dessus des pilotis.

Ce n'est que dans le courant du mois de janvier dernier que, grâce à la baisse considérable des eaux due aux travaux de dessèchement des marais, une assez grande partie de la station fut mise à découvert et que les fouilles purent être pratiquées sans trop de difficultés.

Les nombreux pilotis, enfoncés irrégulièrement dans la vase d'où ils sortent à peine, arrivent à certains endroits presque jusqu'au rivage et occupent toute l'étendue du terrain, situé immédiatement devant le village de Locras.

Pour arriver à la couche historique (Culturschicht), renfermant les débris de l'industrie humaine et qui présente une puissance variant entre 4 et 5 pieds, il faut auparavant enlever une couche de sable mêlé de limon argileux, d'une épaisseur de 1 à 1½ pieds.

Comme dans les établissements lacustres de la même époque, les restes de l'industrie consistent essentiellement en poterie, en objets en pierre, corne de cerf et en os. Pl. XXXII.

La poterie, analogue à celle des stations les plus anciennes de l'âge de la pierre, est grossièrement travaillée et présente peu de variété, sinon dans la grandeur du moins dans la forme des vases. A part quelques protubérances, quelquefois percées d'un trou et placées au pourtour du sommet des vases, on ne remarque aucun vestige d'ornements. Une seule pièce, munie d'une anse, se rapproche déjà par sa forme élégante et la finesse de sa pâte, de la poterie de l'âge du bronze.

Malgré le peu d'habileté déployée par les ouvriers employés aux fouilles, j'ai cependant réussi à retirer une dizaine de vases à peu près entiers.

A la poterie se rattachent les pesons de fuseau en terre cuite, dont j'ai recueilli une vingtaine environ. Ils sont de la grosseur du poing, de forme conique et percés d'un trou transversal près du sommet. L'un d'eux était encore muni de la ficelle, destinée à le suspendre.

Les haches et ciseaux en pierre sont très-nombreux et ne diffèrent pas sensiblement par leur forme et leurs dimensions de ceux trouvés dans d'autres stations de la même époque. La plupart sont en Serpentine, Diorite, Gabbro, etc.

Six pièces seulement, en minéral étranger, ont été déterminées minéralogiquement par M. le professeur de Fellenberg, qui a bien voulu se charger de ce travail.

— Voici le résultat de cette analyse :

Nr. 1.	845,475 grm.	4,364	densité	jadéite.
" 2.	363,660	" 3,348	"	jadéite.
" 3.	138,045	" 3,004	"	néphrite.
" 4.	73,085	" 3,021	"	néphrite.
" 5.	22,155	" 2,996	"	néphrite.
" 6.	17,467	" 2,990	"	néphrite.

Les deux premiers numéros sont, je crois, les deux plus grandes jadéites, trouvées jusqu'à ce jour dans nos stations lacustres. La première mesure 22 centm. de longueur sur 7 centm. de largeur et la seconde mesure 15 centm. de longueur sur 6 centm. de largeur.

Les marteaux en pierre percés d'un trou ne sont représentés que par deux seules pièces, dont l'une n'est pas entièrement perforée et l'autre a été brisée pendant la fabrication.

Les pierres aux faces usées, de forme plus ou moins cubique, ayant servi à frapper ou à broyer, ne sont pas rares dans l'établissement lacustre de Locras. Il en est de même des pierres à aiguiser en mollasse et des moulins en granit à triturer le blé. — Je citerai encore un petit disque en pierre perforé, ayant servi de peson de fuseau, et une pierre allongée, destinée à broyer l'asphalte, dont elle est encore imprégnée.

Les objets en silex sont relativement peu nombreux. Je n'en ai recueilli qu'une trentaine de pièces.

A l'exception d'une belle pointe de lance en silex noir, mesurant 13 centim. de longueur, et une pointe de flèche très-bien travaillée, ce sont en majeure partie des lamelles, ayant servi de couteaux, grattoirs, scies, etc., etc. — Aucune n'a été trouvée emmanchée dans une gaine.

Quant aux instruments en corne de cerf, ils ne font pas défaut. Sans parler d'une quantité d'andouillers, utilisés pour la fabrication de divers instruments, j'ai recueilli environ 300 emmanchures de haches encore assez bien conservées. — A l'exception d'une seule, percée d'un trou transversal, ces gaines ne présentent rien de particulier par leur forme et leurs dimensions. — Plusieurs sont encore tapissées à l'intérieur d'une couche d'écorce de bouleau, dont à l'origine on avait enveloppé la hache pour l'affermir dans sa gaine. Parmi cette quantité d'emmanchures, une quinzaine seulement étaient encore munies de leur hache.

Un grand nombre de bouts de bois de cerf ont été aiguisés, soit en pointe, soit en biseau, pour servir à différents usages. D'autres rappellent entièrement par leur forme quelques uns de nos instruments aratoires encore en usage aujourd'hui.

Une dizaine de marteaux en corne de cerf, percés d'un trou cylindrique, ont été retirés de la couche historique; deux d'entre eux étaient encore munis d'une partie du manche en bois.

Les instruments en os sont nombreux et de forme variée. Pour la plupart fabriqués avec des fragments d'os longs, ils se présentent sous forme de poinçons, de pointes de flèches, de poignards, de ciseaux, etc., etc. Quelques-uns sont aiguisés en couteaux, d'autres ayant la forme d'un carré long et percés d'un trou à une extrémité, peuvent avoir servi à la fabrication des filets.

Des côtés fendues en long, aiguisées en pointe et réunies ensemble, toujours trois à la fois au moyen de ficelle, ont probablement servi comme peignes dans la préparation du chanvre; j'ai recueilli plusieurs de ces instruments encore parfaitement intacts.

Pour terminer la liste des objets travaillés, je citerai encore trois écuelles de bois, deux grandes défenses de sanglier façonnées, plusieurs petites dents percées, quelques objets en corne de cerf, artistement ciselés pour servir d'ornements de collier ou

d'amulettes et une espèce de massue en bois percée d'un trou, ayant servi de manche aux gânes en corne de cerf.

Les débris du règne animal, recueillis en grande quantité et déterminés par M. le Dr. Uhlmann, ont constaté la présence dans notre établissement des animaux suivants: Bœuf, vache, cheval, cerf, sanglier, porc, chevreuil, castor, chien, etc. Trois crânes humains, dont deux encore assez complets, accompagnés d'une partie des os du tronc et des extrémités, ont été retirés de la couche historique à une profondeur de quatre pieds environ.

Je ne terminerai pas sans citer encore quelques objets du premier âge de fer, trouvés à la superficie dans le voisinage des pilotis. Ce sont:

1. Un poignard, très-bien conservé, avec la lame en fer et la poignée en bois garnie à ses deux bouts de lamelles de bronze, recourbées en demi-cercle;
2. Une hache en fer à douille carrée;
3. Une pointe de javelot avec ailerons;
4. Une cuillère en bronze.

Neuveville, avril 1872.

Dr. V. Gross.

126.

Der Matronenstein, Pierre aux Dames, bei Genf.

Dieses höchst merkwürdige Denkmal aus gallo-römischer Zeit ist von seinem ursprünglichen Standorte zu Troinex, eine Stunde von Genf, durch den Eigenthümer des Bodens entfernt worden, um auf einer öffentlichen Promenade in Genf aufgestellt zu werden. Indem wir uns vorbehalten, dasselbe in einer folgenden Nummer ausführlich zu besprechen, folgt hier für diejenigen unserer Leser, denen das Denkmal nicht bekannt ist, eine kurze Notiz über die Form und Bedeutung desselben.

„Der Stein, auf welchem diese Figuren ausgehauen sind“ — so berichtet Blavignac, *Mém. de la Soc. d'Hist. et d'Archéol. de Genève*, V, 492 — „ist ein unbehauener erraticher Gneissblock von 10 Fuss Länge, 4 Fuss Dicke und ungefähr 5 Fuss Höhe, steht auf einem kleinen Hügel von etwa 100 Fuss Durchmesser und 17 Fuss Höhe. Die Sculptur ist am östlichen Ende seiner Vorderseite angebracht und stellt in schwachem Relief vier weibliche Figuren mit grossen unbedeckten Köpfen und kurzen Leibern dar, deren Gesammthöhe ungefähr zwei Fuss beträgt. Ihre Kleidung besteht in einer Art Tunica. In den auf der Brust ruhenden Händen halten sie einen Gegenstand, der einigermassen einem Beutel gleicht. Der Name dieses Denkmals ist seit unvordenklichen Zeiten „Pierre aux Dames“ oder „Pierre aux Demoiselles“. Das Relief der Figuren tritt kaum einen Zoll hoch über die Fläche des Steines hervor (s. Taf. XXXI, Fig. 3).

„Bei den Nachgrabungen, die ich im Jahre 1847 um den Hügel herum vornahm, kam zuerst schon aufgegrabene Fragmente römischer Ziegel enthaltende Erde, in einer Tiefe von 6 Fuss aber der ursprüngliche nie bewegte Boden zum Vorschein, — ein Beweis, dass der Stein kein Grab bedeckt.“ — —

Der Herd der Verehrung der hier in rohester Arbeit dargestellten, von den Römern *Matronæ* geheissenen celtischen Gottheiten, sowie der mit diesen eng verwandten, in einer Unzahl von Inschriften und Bildwerken erscheinenden *Matres* ist Gallien mit den Rheingegenden, von wo aus sich der Cult dieser geheimnissvollen Wesen über andere Theile des römischen Gebietes verbreitete. Die einen und andern kommen in plastischen Darstellungen gewöhnlich in der celtischen Dreizahl vor, meistentheils sitzend mit Opfergaben im Schoosse, einem Füllhorn oder Korbe mit Obst, oder Aehren u. s. w. Die *Matres* und *Matronæ*, welche auf Inschriften fast immer locale Beinamen tragen, sind Beschützerinnen der Gaue, Dörfer, Höfe, der Felder und Fluren, Gärten und Wälder u. s. w., und Spenderinnen von Heil und Segen. Ihr Cult verliert sich in die Periode der gallischen Unabhängigkeit, die Denkmale jedoch, aus denen wir sie kennen lernen, gehören der Zeit des romanischen Cultus celtischer Gottheiten, hauptsächlich dem zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. an. Die Figuren auf der „*Pierre aux Dames*“ stammen nicht aus der vorrömischen Periode, da die Gallier vor ihrer Romanisirung keinerlei Bildwerk von Gottheiten zu verfertigen pflegten; sie sind aber auch nicht von einem römischen Bildhauer ausgeführt, wie aus der Rohheit und Unförmlichkeit der Arbeit und der Darstellung auf einem unbearbeiteten Felsblock hervorgeht. Ohne Zweifel sind diese Matronenbilder, vielleicht in Nachahmung eines bessern Vorbildes, von der kunstlosen Hand eines gallo-römischen Steinmetzen ausgehauen und als Beschützerinnen der benachbarten Ortschaften verehrt worden. Der Gegenstand, den die Matronen in den Händen halten, ist bei der Verwitterung des Steines nicht mehr zu erkennen, aber viel eher eine Frucht, oder ein auf Feldwirthschaft bezügliches Geräthe, als ein Beutel.

Ohne Zweifel wurden einst auf dem Steine, oder zu den Füßen der Bilder, Gaben, bestehend in Früchten verschiedener Art, niedergelegt.

Die Feen, deren Verehrung auf gallischem Boden bis zur Einführung des Christenthums fort dauerte, sind die „unmittelbaren Abkömmlinge der schützenden Genien“, welche nach der Romanisirung des celtischen Göttercultus die Namen *Matres*, *Matronæ* und viele andern erhielten.

Trotz der Rohheit ihres Aussehens gehört die Sculptur von Troinex in eine viel spätere Periode, als das Steindenkmal (Dolmen) zu Reignier, die Menhirs, Schalensteine und ähnliche Monumente, zu denen es in keiner nachweisbaren Beziehung steht. — Dass auch von den Helvetiern die Matronen verehrt wurden, bezeugt die Auffindung eines bronzenen Beilchens zu Thun, mit der Aufschrift *MATRONIS*¹⁾, ferner ein den Matronen geweihter Altar, welcher von einer zu Böckingen bei Heilbronn stationirten Cohorte der Helvetier den Matronen der Senonen (*Sens*) gesetzt wurde.

Ein Matronendenkmal, das vor einigen Jahren zwischen Turin und Susa entdeckt wurde, hat der verdienstvolle Alterthumsforscher Wylie in den *Proceedings of the Soc. of Antiquaries*, Vol. IV, Nro. VI, p. 289, bekannt gemacht (s. Taf. XXXI, Fig. 4). Es ist ein regelrechter Weihaltar aus Marmor, auf welchem unter der Inschrift *MATRONIS TI · berius IVLIVS · PRISCI · L · ibertus ACESTES* fünf weibliche

¹⁾ Siehe Mommsens *Inscr. helv.* Bd. X unserer Mitth. No. 211.

Wesen mit verschlungenen Armen erscheinen. Herr Wylie äussert sich über das Denkmal in folgender Weise: „Dieser dem nördlichen Italien, der Gallia Cisalpina angehörende Stein ist als seltenes Beispiel eines mit Bildern der Matronen versehenen Altars vom höchsten Interesse. — In den plastischen Darstellungen der Matres erscheinen ausschliesslich drei Gottheiten, in denjenigen der Matronen aber, welche nie wie die Matres als Deæ angeführt werden, mitunter eine grössere Zahl von Figuren.“

Der Umstand, dass auf ein paar Denkmälern neben den Matres auch die Matronæ genannt werden, wie z. B. auf den oben angeführten, zusammengehörigen Beilichen von Thun, scheint auf eine etwelche Verschiedenheit des Cultes der beiden Gottheiten hinzudeuten.

Dr. F. KELLER.

127.

Die Stateren (Schnellwagen) von Baden.

In der vorigen Nummer wird bei der Beschreibung der im Herbst 1871 zu Baden aufgedeckten römischen Ruinen eines kleinen Raumes erwähnt, der bei der ursprünglichen Anlage mit einem Hypokaust versehen war, später beim Neubau des Hauses und veränderter Einrichtung desselben die Bestimmung einer Vorrathskammer erhalten zu haben scheint, indem theils in, theils unmittelbar neben ihm die auf S. 310 und 311 angeführten Bronze- und Eisengeräthe u. s. w. zum Vorschein kamen. Von den mancherlei Geräthschaften aus Eisen erlauben wir uns in dieser Nummer drei Stücke, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, hervorzuheben.

Figur 1 auf Tafel XXXI veranschaulicht eine römische Wage, *statera* oder *trutina*, die zum Wägen schwerer Gegenstände bestimmt und deshalb aus Eisen und äusserst solid verfertigt ist. Ihr Gewicht beträgt, wenn wir für den Abgang an Material durch Oxydation und Beschädigung ein Geringes hinzusetzen, ungefähr 11 Pfund Schweizergewicht = $5\frac{1}{2}$ Kilo. Der Wagebalken, *scapus*, ist eine 1,19 M. lange, vierkantige Stange, die in zwei ungleich lange Schenkel von 36 und 83 Cent. abgetheilt ist. An dem kürzern, etwas dickern (A) befindet sich zu äusserst ein an einer drehbaren Achse (C von der Seite, D von vorn gesehen) befindlicher dreifacher Haken (E), an dem die Wageschale, *lanx*, hängt, nebst einem andern Haken (F) zum Anhängen irgend einer zu wägenden Waare. Auf drei Seiten dieses kürzern Schenkels treten Verstärkungen hervor, in deren Schlitzöffnung sich um eine Achse ein Ring bewegt, woran die Aufhängehaken, *ansæ* (G, H, I), hängen, welche die Drehpunkte des Hebels bilden. An dem längern Schenkel (B), der überzwerch an den kürzern stösst, befinden sich an einer Schlaufe (K) der Gewichtstein oder Läufer, *æquipondium*, und auf verschiebbaren Seiten der Stange die *Scalen*. Um das Abgleiten des Gewichtes zu verhindern, endigt dieselbe mit einem Knopf (L).

Die zweite der unmittelbar neben einander gefundenen Wagen ist etwas kürzer, aber im Uebrigen der andern vollkommen ähnlich.

Soweit stimmen die vor uns liegenden Wagen mit den in den Museen aufbewahrten und in vielen archäologischen Werken, z. B. im Museo Borbonico, bei Overbeck (Pompeji), abgebildeten römischen Wagen überein. Sie unterscheiden sich aber, gleich den von Caylus Vol. IV. pl. XCIV—XCVII bekannt gemachten, von den gewöhnlichen Instrumenten dieser Art dadurch, dass sie für leichtere, schwere und ganz schwere Gegenstände bestimmt, mit drei Aufhängehaken und drei verschiedenen Scalen versehen sind, während jene nur mit zwei Haken und zwei auf entgegengesetzten Seiten der Stange angebrachten Zeichen versehen sind. Behufs einer dreifachen Eintheilung der Stange läuft der kürzere Schenkel derselben in einen Dorn aus, an welchem die Wagschalehaken (E) herumgedreht und nach Belieben in die Richtung eines der drei Haken und der betreffenden Scala gestellt werden können.

Dieselbe Einrichtung findet sich auch an einer kleinen, 36 Cent. langen, bronzenen Wage mit dazu gehörigem Gewichte in unserer Sammlung.

Leider ist an dem vorliegenden Exemplare die Eintheilung auf zwei Seiten nur schwer zu entziffern, auf der dritten fast ganz zerstört. Deutlich genug bemerkt man indessen, dass die mit dem Meissel eingehauenen Zahlen, Querstriche und Punkte, welche die Scalen bilden, höchst nachlässig und ungenau aufgetragen sind, und dass bei dieser mangelhaften Eintheilung mit diesem sonst vortrefflich construirten Instrumente nur Wägungen vorgenommen werden konnten, bei denen es auf ein halbes Pfund mehr oder weniger nicht ankam.¹⁾ Beim Gebrauche hielt man die Wage so, wie sie auf dem Bilde erscheint. Der dem Mittelpunkte des Hebels am nächsten liegende Haken (I) ist natürlich derjenige für die leichtesten Gegenstände und es können an der betreffenden Scala die einzelnen Pfunde abgelesen werden, an unserm Exemplare freilich nicht mit Sicherheit. Die Scala für den mittlern Haken (H) beginnt mit der Zahl XXXX, woraus hervorgeht, dass bei diesem Aufhängehaken nur Gegenstände von mehr als 40 Pfund Gewicht gewogen werden konnten. Die Scala läuft so:

V · I · I · I · I · V · I · I · I · I · V · I · I · I · I · V · I · I · I · I · V · I · I · I · I · XXXX

Die senkrechten Striche auf derselben bezeichnen die Pfunde, die Punkte die halben Pfunde.

Die Scala zum dritten Haken (G), womit die schwersten Gegenstände gewogen werden, beginnt ebenfalls mit 40 Pfund XXXX. Die Fünfer und Zehner sind durch Punkte, die hier Pfunde bedeuten, getrennt.

X ··· V ··· X ··· V ··· X ··· V ··· X ··· V ··· X ··· V ··· XXXX

Die Last, die mit diesem Haken gewogen werden kann, ist annähernd doppelt so gross.

Was bei diesen Scalen auffällt, ist der Umstand, dass auf der Scala die Gewichtswerthe nicht in Zahlen angegeben sind, sondern bei jeder Wägung vom ersten Zeichen an nachgezählt werden muss, was den Gebrauch des Instrumentes erschwert.

Noch ist bezüglich des Aussehens dieser Wage zu bemerken, dass sich dieselbe als ein Product vorzüglicher, von Sachkundigen bewunderter Schmiedearbeit darstellt. Jedes Stück, wie z. B. der Wagschalehaken mit seinen in Thierköpfe ausgehenden Spitzen, die Aufhängehaken mit ihrer in einem Gesenke verfertigten

¹⁾ Es versteht sich, dass bei allen drei Scalen das Laufgewicht dasselbe blieb.

Verstärkungsrippe u. s. w., sind mit ebensoviel Geschmack als praktischem Verständniss ausgeführt, und wenn man bedenkt, dass der römische Techniker sich weniger auf seine sehr unvollkommene Feile, als auf geschickte Handhabung des Hammers verliess, so erhalten wir von der Technik der Römer bezüglich der Schmiedearbeit einen nicht minder hohen Begriff, als den die Betrachtung der Gussarbeiten in uns erweckt.

Schliesslich bemerken wir, dass nach der Schätzung Sachkundiger diese Wage zum Abwägen von 200—250 Kilo vollkommen ausreichte.

Dr. F. KELLER.

128.

Römisches Küchengeräthe, gefunden zu Baden.

Die Beobachtung, dass unter den Trümmern der Pfahlbauten keine Spur von Resten des Huhns gefunden wird, ist ein hinreichender Beweis, dass dem damaligen Geschlechte, wie manch anderes, so auch dieses Hausthier, gemangelt hat. Höchst wahrscheinlich war es auch in celtischer Zeit, wenigstens in unserm Lande, noch unbekannt, dagegen unter römischer Herrschaft, wie sich nachweisen lässt, sehr verbreitet und gepflegt. Bei den Römern galt ja Eierspeise als ein wichtiges Nahrungsmittel und die Bezeichnung einer vollständigen regelrechten Mahlzeit mit den Worten „ab ovo ad malum“, vom Ei bis zum Dessert aus Obst, beweist, wie man auch diesen Ausdruck auffassen mag, immerhin, dass Eier ein sehr beliebtes Gericht waren.

Welche Bedeutung die Zucht des Huhnes zu Plinius Zeiten gewonnen hatte, geht aus dessen Anweisung der Behandlung dieses Thieres im 24. Buche, welches von der Naturgeschichte der Vögel handelt, sowie aus der Aufzählung der medicinischen Eigenschaften des Hühnereis im 29. Buche deutlich hervor. In dem Kochbuche des Apicius ist natürlich das Ei und die verschiedene Zubereitungsweise desselben nicht vergessen.

Einen sprechenden Beweis für den häufigen Genuss der Eier in unserm Lande während der römischen Kaiserzeit ist das Vorkommen von Eierschalen und Knochen des Huhns, die bei Ausgrabungen römischer Ruinen theils in der Asche am Herde oder am Præfurnium (Heizloch), theils in den Kehrlichthaufen ausserhalb der Gebäude gefunden werden. Ein anderes, fast ebenso directes Zeugniss für die Verwendung der Eier in der römischen Küche liefert das in der oben erwähnten Vorrathskammer unter vieler Eisen- und Broncewaare aufgefundene und auf Taf. XXXI, Fig. 2 abgebildete Kochgeräthe, das ohne allen Zweifel zum Zubereiten von sogenannten Spiegeleiern- oder Ochsenaugen bestimmt war. Das Geräthe ist ein Dreifuss mit langem, als Handhabe dienendem Stiel. Ueber der Kreuzung der Stäbe werden vermittelt eines Dorns drei Blechstreifen zusammengehalten, die an den Enden zu Schalen ausgehämmert sind und gleichsam eine sechsblättrige Blume darstellen. Vermittelst dieses Geräthes können auf Ein Mal sechs Spiegeleier, *ova frixa* des Apicius, leicht bereitet und auf gefällige Art präsentirt werden.

Von römischen Geräthen aus Eisenblech mit 4—5 Vertiefungen zum Backen von Eiern findet sich eine Angabe bei Forbiger, Hellas und Rom, I. 211, und eine Abbildung bei Rich, Dictionary, Art. Apalare. Dr. F. KELLER.

129.

Deutung des Broncebildes Seite 312, Taf. XXVI.

Der Umstand, dass bei der Ausgrabung zu Baden (siehe S. 309) jenes Bild unmittelbar neben der eben beschriebenen Statera zum Vorschein kam und die dazu gehörigen Aufhängekettchen sogar mit derselben durch Rost verbunden waren, bewog uns, diesen Gegenstand entgegen der Ansicht, die ein Fascinum in demselben vermuthete, als ein Wagegewicht (æquipondium) zu erklären. Von verschiedener Seite, namentlich von Herrn Professor Bursian in Jena, dessen Bemerkungen wir hier folgen lassen, sind wir aber belehrt worden, dass das Bild mit voller Sicherheit als ein Apotropæon (Schutzmittel gegen den bösen Blick) betrachtet werden müsse.

„Was das Ungethüm betrifft, so gehört dasselbe, wenn sich auch kein in allen Einzelheiten dieser Bronze entsprechendes Exemplar nachweisen lässt, zu einer ziemlich zahlreichen Classe von Darstellungen: Hockende oder kauernde männliche Wesen mit karrikirten, zwerghaften Körper- und Gesichtsformen, grossen Phallen und verschiedenen Attributen, meist Federn als Kopfschmuck, die man Patæken zu nennen pflegt (nach Herod. III, 37, vgl. Hesych. und Suid. unter *Πάταικον*). Dieselben sind sicher phönikisch-ägyptischen Ursprungs, kommen aber auch in etruskischen und besonders späteren römischen Werken nicht selten vor und werden meist als Amulette oder Apotropæa verwendet. Ausführlicher handelt über diese Classe von Bildwerken Raoul-Rochette, Mémoires d'archéologie comparée I, p. 323—374, kurz O. Jahn über den Aberglauben des bösen Blickes bei den Alten, Berichte der Sächs. Gesellsch. d. Wissensch., 1855, S. 91. Wir besitzen in unserm hiesigen (Jena) archäologischen Museum ein Paar ähnliche aus Aegypten stammende Figuren aus Kalkstein. Die eine zeigt einen Mann mit kahlem Kopfe, gerunzelter Stirn und hoch aufgezogenen Augenbraunen, bärtig, kauernd, beide Hände auf die Beine stützend; auf dem Kopfe hat er eine Krone von Reiherfedern, auf der nackten Brust ist der Kopf eines Esels sichtbar (eine ähnliche Figur ist als Typhon abgebildet bei Birch, Gallery of Antiquities, Fig. 81, 83, 85; — einen Eselskopf auf der Brust zeigt auch ein sogenannter Silen in Cambridge bei Clarac, Musée de Sculpture No. 1755 e); die andere kleinere einen auf der Erde sitzenden nackten Mann, beide Hände, in welchen er Becken zum Zusammenschlagen hält, über seinen ungeheuren Phallus kreuzend. Aehnliche Figuren erwähnt, als im Tempel der syrischen Göttin in Hierapolis in der Nähe des Euphrat befindlich, Lucian de dea Syria, 16 (*κάθεται μικρὸς ἀνὴρ χάλκεον ἔχων αἰδοῖον μέγα*).“

„Das Thier, auf welchem der Mann reitet, scheint aber wirklich eher ein Hirsch oder Reh zu sein. Die Wahl eines solchen Thieres ist wol daraus zu erklären, dass, wie Stephani in den Petersburger Comptes-rendus wiederholt bemerkt hat, Reh und Hirsch sowol in dem bachischen als in dem aphrodisischen Kreise eine bedeutende Rolle spielen.“

Professor BURIAN.

Extrait d'une lettre de M. le professeur Grangier à Fribourg.

— J'ai fait dernièrement une petite excursion très-intéressante au château d'Illens, dont les ruines gigantesques dominant encore majestueusement les rochers sauvages de la Sarine, à deux lieues en amont de Fribourg. Je ne vous dirai rien de ces splendides restes des temps féodaux, ni de cette contrée si pittoresque, car ces sites ne vous sont probablement pas inconnus. Mais je ne pouvais me rendre à Illens sans m'arrêter à Corpataux, tant pour visiter ses riches carrières de tuf que pour étudier les curieuses sépultures qui ont été découvertes tout récemment au centre même du village. C'est de cette découverte que je prendrai la liberté de vous entretenir, en joignant à mes propres observations toutes les indications que j'ai obtenues des paysans auxquels elle est due.

Il y a environ 18 mois, qu'en labourant des champs communaux, ces gens découvrirent, à un pied sous terre, de longues dalles de tuf qu'ils eurent l'idée d'enlever pour tirer parti de ces précieux matériaux de construction. Ces dalles, au nombre de cinq, recouvraient des tombes formées de cinq autres dalles reliées aux quatre angles par des entailles. Elles étaient de différentes dimensions, suivant la longueur du cadavre. Il paraît même que l'un d'entre eux s'est trouvé plus long que le cercueil qui lui était destiné, car on remarque à ce dernier trois entailles faites dans le tuf: une pour la tête et deux pour les pieds. Les squelettes, parfaitement conservés, appartenaient tous à des hommes de haute taille; tous se trouvaient ensevelis dans une épaisse couche de sable. Un autre cercueil renfermait deux squelettes couchés côte à côte; un troisième contenait, outre un squelette régulièrement étendu, les crânes et les ossements de deux autres qui paraissaient y avoir été jetés pêle-mêle. Enfin le principal cercueil, toujours de tuf, consistait en une auge allongée, recouverte, comme les autres tombes, d'une seule dalle de tuf de 3" 6" d'épaisseur, formant à sa partie supérieure un angle obtus. Cette bière, que j'ai examinée dans tous ses détails, a 7' 5" de longueur totale, 1' 8" de largeur à la tête, et 1' 4" aux pieds. L'épaisseur des parois est de 4" 5" aux deux extrémités et de 2" 5" aux deux côtés; enfin la hauteur totale est de 1' 4" 7" à la tête, et de 1' 2" 5" aux pieds, et la profondeur comprend $\frac{2}{3}$ de cette dimension. Les cinq tombes en question étaient placées les unes à côté des autres, la tête tournée vers l'occident. (Pl. XXXII, Fig. 1.)

Dernièrement, on a retrouvé au même endroit et sur la même ligne deux autres tombes parfaitement semblables aux premières, sauf que l'une, au lieu de se composer de cinq dalles ou d'une seule pièce, présentait, sur ses quatre côtés, une sorte de mur en moellons de tuf, tout en ayant cependant une pierre unique pour couvercle.

J'ajouterai que les gens de Corpataux ont été étonnés de la longueur des squelettes et surtout de la parfaite conservation des mâchoires, offrant deux rangées intactes de magnifiques dents. Ils ne doutent pas que ces sépultures ne soient de beaucoup plus considérables; aussi m'ont-ils donné rendez-vous pour l'automne prochain, où nous piocherons de compagnie.

Maintenant quelle est l'origine de ce cimetièrre? à quelle époque le rapporter? c'est ce que vous pouvez peut-être me dire. Mais je ne crois pas la chose aisée en l'absence de tout ustensile, de tout instrument d'un métal quelconque: car on n'a absolument rien trouvé en ce genre. Encore si je pouvais vous envoyer un de ces beaux crânes qui ont fait l'admiration de nos paysans: c'est ce que je pourrai faire plus tard, j'espère. En attendant je vous rappellerai que c'est à peu près à la même place, et si je ne me trompe à la même époque, que l'on avait trouvé une monnaie d'or attribuée aux Salasses et décrite par le Dr. Meyer dans *l'Indicateur*, 3. année, page 146. Cette pièce de monnaie est aujourd'hui à notre musée, où j'espère faire arriver aussi le sépulcre en question; mais j'attendrai d'abord votre avis.

Fribourg, 15 avril 1872.

L. GRANGIER.

131.

Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler.

II.

Moutier-Grandval (Münster in Granfelden). Aufnahmen durch gütige Mittheilung des Herrn Quiquerez. Quiquerez, l'église et le monastère de Moutier-Grandval, Extrait des Mémoires de la société d'émulation du Doubs. Besançon 1870, mit einem Situationsplane. Anzeiger 1861. S. 26. Taf. II bis . Die um die Mitte des VII. Jahrhunderts gegründete Benedictinerabtei wurde unter Bischof Burkard von Basel (1072–1107) in ein weltliches Chorherrenstift verwandelt, worauf vermuthlich der Bau der 1859 zerstörten Kirche stattfand. Sie war eine dreischiff. Pfeilerbasilica von 112' Länge und 62' Breite, in der Grundrissanlage der etwa gleichzeitigen Stiftskirche von Schönenwerth im Ct. Solothurn sehr nahe verwandt. Die flachgedeckten Schiffe waren durch 2×6 quadrat. Pfeiler getrennt, worauf in unmittelbarem Anschlusse an die Ostseite des Langhauses 3 halbrunde Apsiden folgten. Unter der 5' über das Mittelschiff erhöhten Hauptapsis entdeckte man einen gewölbten Gang zu der unter dem Hochaltar befindlichen Gruftkammer des hl. Germanus. Rückwärts verlängerten sich die Seiten-Schiffe gegen zwei rechtwinklig nach W. hin abgeschlossene Hallen, die, wie in Schönenwerth, mit Tonnengewölben bedeckt waren. Dazwischen erhob sich der quadrat. Thurm, zu ebener Erde die Vorhalle des Hauptschiffes enthaltend, deren Rippengewölbe und rechtwinklige Schildbögen auf Eckpfeilern und $\frac{3}{4}$ -Säulen ruhten. Das zweite Thurmgewölbe mag, wie in St. Imier und Schönenwerth, als Capelle gedient haben, deren Ostseite mit Pilastern geschmückt und mit 3 Rundbogenfenstern (deren mittleres und tiefer gelegenes von zierlichen Ecksäulen begleitet) nach dem Mittelschiffe geöffnet war. Die beiden ersten Thurmgewölbe enthielten einfache Rundbogenfenster, das dritte, oberste gekuppelte Schalllöcher. Im Detail herrschte die grösste Einfachheit. Ueber den Archivolten des Mittel-Schiffes befand sich ein schwach vortretendes glattes Gurtgesimse. Die Pfeiler, ohne Basen, waren mit schmucklosen Karniesen und viereckigen Deckplatten bekrönt, die Rundbögen der kleinen S.-Sch.-Fenster aus wechselnden Keilsteinen von Tuf- und Sandstein gewölbt. Die Ecksäulen der Thurmhalle trugen spätromanische Capitäle, deren Kelche mit aufrechtstehenden Blättern und fächerartigen Palmetten geschmückt waren, die, an den Ecken vorspringend, die karniesartige Gesimsplatte aufnahmen. Das Hauptportal war mit einem rechtwinkligen Sturze versehen, über welchem ein karniesförmig profilirter Flachgiebel den halbrunden Entlastungsbogen aufnahm. Zwei schmucklose Portale befanden sich ausserdem an jeder der beiden Langseiten. Der O. Theil des N. S.-Sch. wurde bei einer 1503 vorgenommenen Restauration als besondere Capelle mit spitzbog. Kreuzgewölben bedeckt und mit gothischen Fenstern versehen.

Pruntrut. Kirche St. Gervais, XII–XIII. Jahrh. Das einschiff. M. 8,20 br. Lghs. flach gedeckt. An der S.O.-Ecke desselben eine kleine rechtwinklige Nebencapelle. Die polygonen Rippen des romanischen Kreuzgewölbes ruhen auf Consolen, die theilweise mit Fratzen geschmückt sind. Im Schlussstein ein Kreuz von Blättern. Der ebenfalls horizontal geschlossene (M. 6,35 br. u. 8,30 lge.)

Chor ist mit einem Kreuzgewölbe bedeckt, das auf der Nord- und Süd-Wand mit spitzen, an der Ost- und West-Seite mit halbkreisförmigen Schildbögen anhebt. Der circa M. 12,90 hohe Schlussstein enthält eine einfache Rosette, die Schrägen der polygonen Rippen sind mit Halbkugeln in regelmässiger Wiederkehr geschmückt. In den Ecken fungieren stämmige, nur M. 1,50 hohe, Säulen als Dienste für das Gewölbe. Die att. Basen sind mit dem Eckblatt, die Capitäle mit 2 Reihen ungezählter Blätter geschmückt. An den Gewölberippen zahlreiche Steinmetzenzeichen. Die Ostseite enthält 2 kleine Rundbogenfenster, die Süd-Seite spätgothische Spitzbogenfenster. (R)

St. Imier. Quiquerez in den Publicationen der Société Jurassienne d'émulation, 1852 S. 71 u. f. Ehemaliges Benedictinerkloster, das im XII. Jahrh. in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt wurde (v. Mülinen, Helv. Sacr. I. 43). Die wahrscheinlich hierauf erbaute Kirche ist eine dreischiff. Pfeilerbasilica mit schwach vortretendem Q.-Sch. und 3 halbrunden Chören in directem Anschluss an dasselbe (die beiden Nebenapsiden abgebrochen). Das Hauptschiff M. 23 lg. u. circa M. 7 br. wird durch 5 Pfeilerpaare von den M. 3,30 br. S.-Schn. getrennt. Die Pfeiler (ohne Basen) mit den karniesförmigen Gesimsen M. 3,70 hoch, sind durch Halbkreisbögen verbunden, über denen die Hochwände von Rundbogenfenstern durchbrochen sind. Die S.-Schiffenster modernisirt. Haupt- und Seitenschiffe flach gedeckt, ebenso die Querschiff Flügel, nur die Vierung ist mit einem Kreuzgewölbe versehen. Die einfach rechtwinkligen Diagonalrippen desselben werden von hochschwebenden Ecksäulchen auf Consolen getragen, die in den einspringenden Winkeln der Vierungspfeiler angebracht sind. Die Hauptapsis ist mit einem einzigen Fenster versehen und mit einer Halbkuppel bedeckt, aber ohne Kranzgesimse und Wandgliederung, wie überhaupt das ganze Gebäude ausser den Pfeilergesimsen jeglichen Schmuckes entbehrt. Vor der Mitte der Westfaçade erhebt sich ein viereckiger Thurm, zu ebener Erde die Vorhalle zum Mittel-Schiff enthaltend. Das M. 6,20 hohe Kreuzgewölbe ruht auf Ecksäulen, deren Basen bereits das Eckblatt zeigen. Ihre Bekrönung geschieht theils durch rohe Blattcapitäle, theils durch menschliche Fratzen. Das Profil der Diagonalrippen besteht aus einem rechtwinkligen Gliede, das von einem Rundstabe begleitet ist. Innerhalb der M. 1,80 starken Südwand des Thurmes führt eine schmale Treppe in das zweite flachgedeckte Thurmgeschoss, dessen Ostseite mit einer rechteckigen Altar-(?)-Nische versehen ist. Das Aeussere des ganzen Gebäudes schmucklos und modern verputzt. (R)

Von der benachbarten Martinskirche ist nur noch der Thurm erhalten, ein quadrat. Bau aus bruchrohen Quadern, mit niedrigem Zeltdache. In den beiden untern Stockwerken schmale Fenster-schlitzte, im obersten Geschosse enthält jede Seite 2, durch eine mittlere Säule gekuppelte Rundbogenfenster. Die Basis der Theilungssäulchen besteht aus einem einfachen Wulste auf hohem viereckigem Sockel, das Capitäl aus einem viereckigen Klotze, der nach Art der byzantinischen Würfelcapitäle mit schräger Abkantung unmittelbar in den Rundstamm der Säule übergeht (R). Die alte Kirche war klein und flachgedeckt, ohne Apsis, die Wände von kleinen Rundbogenfenstern durchbrochen. Quiquerez, a. a. O. S. 75.

S. Ursanne (S. Ursitz, Sandersitz). 2 Stunden S.-O. von Pruntrut im Thale des Doubs. Stiftskirche. Das uralte Benedictinerkloster wurde gleichzeitig mit Moutier-Grandval in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt (v. Mülinen a. a. O.). Noch in einer Urkunde von 1160 erscheint dasselbe als cella S. Ursicini, von da an, als ecclesia (Trouillat, Monuments de l'ancien évêché de Bâle, I 169, 276, 335 u. f. 341.) Nachrichten über den Bau der gegenwärtigen Kirche fehlen. 1325 ist von der Stiftung eines Altars der hl. Michael und Laurentius „super cancellis chori“ die Rede, andere Altäre wurden in den Jahren 1326 und 1354 gestiftet (Trouillat III, 313, 722. IV. 644, 660.) 1375 erfolgten Vergebungen für die fabrica ecclesiae S. Ursicini (Tr. IV. 732, 801.) Wahrscheinlich beziehen sich diese Stiftungen des XIV. Jahrh. auf die nachträgliche Erweiterung des südl. Seiten-Schiffes durch Hinzufügung einer Capellenreihe. Die wahrscheinlich im XIII. Jahrh. erbaute Kirche besteht aus einem dreischiffigen gewölbten Langhause mit 5 kurzen rechtwinkligen Jochen in dem ca. 6,40 br. Mittel-Schiff, denen ebensoviele nahezu quadrat. Kreuzgewölbe in den ca. M. 3 br. Seitenschiffen entsprechen. Die Länge vom westlichen Eingange bis zum Altarhaus beträgt ca. M. 21,20. Letzteres, von gleicher Breite wie das Mittel-Schiff, besteht aus einem rechteck. Raume von M. 7,20 Länge, es folgt hierauf ein kurzes Gewölbejoch, worauf die Apsis mit 5 Seiten des Achtecks abschliesst. Längs der Nordseite des Altarhauses setzt sich das Seitenschiff mit 3 quadrat. Jochen bis zum Beginn des Apsis fort. Die Nebenräume der Südseite sind zweigeschossig, zu ebener Erde erstreckt sich ein langes Tonnengewölbe mit rechtwinkligem Abschluss bis zum

Polygone des Chores, das obere Geschoss ist mit roman. Kreuzgewölben bedeckt und vom Chor aus durch eine Treppe zugänglich. Der ganze Bau trägt den Charakter des entwickelten Uebergangsstyles. Alle Oeffnungen, die Fenster, einige Bögen und das Tonnengewölbe an der Südseite des Chores ausgenommen, sind im Spitzbogen geschlossen. Das Detail ist roh und bäurisch. Die Pfeiler im Schiffe bestehen aus einem rechtwinkligen Kerne, dessen Langseiten mit schwachen Gesimsen bekrönt, die rechtwinklig profilirten M. 6,₂₅ hohen Archivolten aufnehmen. Die Schmalseiten sind mit den Diensten für die Gewölbe flankirt, einfache Halbsäulen für die Quergurten der Seitenschiffe, denen gleiche Stützen längs der Umfassungsmauern entsprechen, gegen das Mittelschiff eine balbrunde Vorlage zwischen zwei $\frac{3}{4}$ -Säulen, die bloss durch schmale rechtwinklige Glieder getrennt, bis zu einer Höhe von M. 8,₃₀ emporsteigen, wo plumpe Knospencapitäle mit schachbrettartigen Gesimsen die Diagonalen und Quergurten der ca. M. 13,₄₀ hohen Gewölbe aufnehmen. Jede Schildwand enthält ein einziges Rundbogenfenster. Die Gewölberippen sind einfach viereckig, die niedrigen Säulenbasen mit Eckblättern versehen. Die spitzbogigen Maasswerkfenster des nördl. Seitenschiffes stammen von einer späteren Erneuerung her. Vor der Westseite enthält ein gothischer Thurm die Vorhalle zum Mittelschiff. Gegenüber an der Ostseite ist das hochgelegene Altarhaus mit zwei spitzbogigen Pfeilerarcaden gegen die auf der Nordseite befindlichen Nebenräume geöffnet, deren rundbog. Kreuzgewölbe von Halbsäulen mit Würfelcapitälen getragen werden. Reichere Formen zeigt die Apsis. Die Gewölberippen bestehen aus einer Hohlkehle zwischen zwei Rundstäben auf schlanken Ecksäulen. Dazwischen sind die Leibungen der hohen Rundbogenfenster mit Zickzackornamenten und Rosetten verziert. Von dem süd. Nebenraume des Chores führt eine Treppe in die unter der Apsis befindliche Krypta, ein keines Polygon, dessen stark überhöhte Kreuzgewölbe von 4 im Quadrate aufgestellten Säulen und von Halbsäulen an den Umfassungsmauern getragen werden. Die Freistützen sind in spätgothischer Zeit erneuert worden, die Wanddienste mit romanischen Würfelcapitälen versehen und von att. Basen mit Eckknollen getragen. Das Aeussere des Langhauses ist schmucklos, die Seitenschiffe werden von stark vortretenden Strebepfeilern begleitet, über denen die (jetzt untermauerten) Strebbögen gegen das Mittelschiff ansteigen. Ueber das Portal an der Süd-Seite des Chores, das noch den ganzen Schmuck der roman. Polychromie erhalten hat, cf. Mitthlgn. der Ant. Ges. Zürich, Bd. XVII Heft 6. S. 17. Polychrome Reste, rothe Lineamente auf weissem Grunde, sind auch unter dem schönen Kranzgesimse des Chores erhalten. Die Strebepfeiler, welche die Ecken begleiten, sind mit wunderlichen Figuren bekrönt. An der Nordseite des Chores ein bemerkenswerthes Kranzgesimse von aufrechtstehenden Palmetten. Längs des nördl. Seitenschiffs, durch eine schmuckvolle romanische Pforte zugänglich, liegt der grosse gothische Kreuzgang. Im östlichen Corridor desselben ist das alterthümliche Bogenfeld eine roman. Thüre (vielleicht ein Rest der früheren Kirche) eingemauert. (R)

Gegenüber an der Nordseite des Kreuzganges liegt die ehemalige (jetzt profanirte) Pfarrkirche, im Uebergangsstyle, etwa gleichzeitig mit der Stiftskirche erbaut. Das einschiffige schmucklose Langhaus ist flach gedeckt und mit einem quadrat. Chor versehen, dessen spitzbog. (jetzt zerstörtes) Kreuzgewölbe auf Ecksäulen zwischen rechtwinkligen Pilastervorlagen ruhte. Das spärliche Detail stimmt mit demjenigen der Stiftskirche überein. (R)

Scherzlingen bei Thun. Angeblich die älteste Kirche der Umgebung.

Spiez am Thunersee. Pfarrkirche, roman. Chor mit 3 Apsiden. Mitthlg. d. Hrn. Dr. C. v. Muralt in Lausanne.

Steffsburg, nordöstlich von Thun. Thurm rom. viereck. Bau mit niedrigem Zeltdach. Die beiden oberen Geschosse mit gekuppelten Rundbogenfenstern, die von Pilastern und Bogenfriesen umrahmt sind. Mitgeth. von Demselben.

Trub im Emmenthal. Pfarrkirche. Schmuckloser roman. Thurm, im obern Stock gekuppelte Rundbogenfenster.

IV. Canton Freiburg.

Domdidier. Ueber die alte ausserhalb des Dorfes an der Strasse nach Payerne gelegene Kirche cf. Mittheilgn. der Ant. Ges. in Zürich, Bd. XVII. Heft 2. S. 23. n. 3.

Estavayer. Arcadenhalle eines Hauses nahe bei der Kirche, an der Gasse, die nach Yverdon führt. Stämmige Säulen mit eleganten Knospencapitälen und Spitzbögen. (R)

Freiburg, Stiftskirche S. Nicolas. Erste Stiftung 1177 oder 1178 durch Herzog Berchtold V. von Zähringen. (Mém. de Frib. V. 432.) Am 6. Juni 1182 erfolgte die Weihe durch Bischof Roger von Lausanne (a. a. O. S. 438, Zeerleder, Urk. I. 122.) Den Beginn eines Neubaues setzt

man nach Guillimanus, des rebus Helvetiorum f. 372 in d. J. 1283, aus dieser Zeit dürfte das Erdgeschoss der Thurmhalle stammen, dessen Nord- und Süd-Seite im Innern mit je 4 Säulenarcaden geschmückt ist. Platt gedrückte att. Basen, elegante Knospencapitäle und darüber kleeblattförmig gebrochene Blendarcaden. (R) Ueber den Fortgang des Baues cf. die II. Abtheilung, Gothische Monumente. Literatur; Blavignac, comptes de dépenses de la construction du clocher de S. Nicolas à Fribourg de 1470 à 1490 Paris 1858. — Ræmi et Perroulaz, Notice sur S. Nicolas. Kuenlin, dict. géogr., statist. et hist. du Cant. de Fribourg. I. 287 u. ff. — Alterthümer und historische Merkwürdigkeiten der Schweiz. Bern 1823–24. Bd. I. S. 1.

Hauterive, (Altenryf). Südwestl. von Freiburg an der Saane gelegen. Ehem. 1137 oder 1138 gegründet. Cistercienser-Abtei von der Linie Clairvaux, das Musterkloster von Cappel. Eine 1142 datirte Urkunde des Bischofs Gui von Lausanne spricht von einer „ecclesia Alterippe in honorem beate Dei Genitricis constructa“, und gedenkt einer bereits stattgehabten Weihe derselben (Mém. de Fribourg, II. 218 u. ff.) Da ferner wiederholt in Urk. bis z. J. 1184 eines Sprechsaales im Kloster gedacht wird (Hidber Nr. 2317, 2299, 2517) und Andeutungen vorliegen, dass in Hauterive schon damals Glasfenster und Tücher gefertigt wurden (Hidber Nr. 2150. Kuenlin II. S. 70.), so lässt eine derartige Consolidirung des Klosterlebens sehr wohl annehmen, dass man bereits im XII. Jahrh. den vorhandenen Monumentalbau der Kirche zu Stande gebracht habe. Sie ist wie diejenige von Bonmont bei Nyon das Muster einer burgund. Ordensanlage. 5 kreuzförmige Pfeiler in Abständen von M. 4,30 trennen das M. 14,80 hohe u. ca. M. 7 br. Mittelschiff von den Abseiten. Die Stützen sind durch rechtwinklig profilirte M. 7,80 hohe Spitzbögen verbunden, über denen ein Schräggewölbe den fensterlosen Hochbau bekrönt und das Auflager eines gurtenlosen, spitzbog. Tonnengewölbes bezeichnet, welches Hauptschiff und Vierung bis zum Chorbogen bedeckt. Die M. 2,60 br. Seitenschiffe sind mit M. 4,80 hohen spitzbog. Quergurten überspannt, die von den Pfeilervorlagen und viereckigen Wanddiensten an den Umfassungsmauern getragen werden und bis zur Höhe der Pfeilergewölbe vertical übermauert sind, worauf ein jedes Joch mit einer spitzbog. ca. M. 7,80 hohen Quertonne bedeckt ist. Die M. 8,80 br. Q.-Sch.-Flügel sind auf der Ostseite gegen 2 rechtwinklige Capellen geöffnet, und diese sämtlichen Räume ebenfalls mit spitzbog. Tonnen überwölbt. Dazwischen tritt der goth. erneuerte Chor in Form eines Quadrats hervor. Das Detail ist einfach und spärlich, wie in allen ältern Cistercienser-Kirchen. Einfache Schrägen für Gesimse und Basen, an den Vierungspfeilern halbrunde Vorlagen mit roman. Blattcapitälen. Die Seitenschiffenster zopfig erneuert. Die Westfaçade ist der Dreitheilung des Innern entsprechend durch Strebepfeiler gegliedert, zwischen denen der Giebel des Mittelschiffes von einer Rosette und zwei darunter befindlichen Spitzbogenfenstern durchbrochen ist (cf. d. Abbildg. in Herrlibergers Topogr. Thl. II. zu pag. 462). Darunter eine kl. Spitzbogenthüre, deren Ecksäulen mit Blattcapitälen des Uebergangstyles versehen sind. Die Strebepfeiler an der nördl. Langseite entsprechen genau denjenigen von Bonmont. An der Südseite der Kirche liegt der reizende Kreuzgang, ein Muster des Uebergangstyles (der Südflügel mit dem Brunnenhaus in barocker Erneuerung). Jeder Corridor besteht aus 5 quadrat. Gewölbejochen, deren Frontseite jedesmal eine dreitheil. Fenstergruppe enthält. Die Rundbögen werden von paarweise gekuppelten Säulen mit eleganten Kelchcapitälen getragen und von einer gemeinsamen Spitzbogenblende umschlossen, die ihrerseits nebst den Gewölberippen von Pfeilern und reichgeschmückten Blattconsolen getragen werden. Das ganze System erinnert auffallend an den Kreuzgang des Cistercienser-Klosters Heiligenkreuz bei Wien (cf. d. Abbild. bei Otte, Gesch. d. deutschen Baukunst S. 476), nur mit dem Unterschiede, dass in Hauterive die Schildbögen über den Säulenarcaden nachträglich (etwa im XIV. Jahrh.) mit goth. Maasswerkenfenstern durchbrochen wurden. Die Schlusssteine figurenreich, zum Theil mit biblischen Scenen geschmückt, die Kelchcapitäle der gekuppelten Säulen von lanzettförmigen Blättern umgeben, reicheres Blattwerk, zum Theil schon stark gothisirend, findet sich an den Gewölbe-trägern. (R)

Erklärung der Tafeln. XXX. Fig. 1: Pfahlbauten bei Zürich. S. 329. Fig. 2: Grundschnellen. Fig. 3: Profil des grossen Hafners. XXXI. Fig. 1: Wage von Baden. S. 338. Fig. 2: Küchengeräthe von da. S. 340. Fig. 3: Pierre aux Dames von Genf. S. 336. Fig. 4: Matronendenkmal von Susa. S. 337. XXXII. Fig. 1: Cercueil de Corpataux. S. 342. Amulettes ou ornements: Fig. 2, 3, 4 en corne; Fig. 5, 6, 10 en os, trouvés à Locras, p. 334. Fig. 7: Tête de flèche en silex de Locras. Fig. 8: Vase d'argile de Locras. Fig. 9: Couteau en bronze de Nidau (voyez p. 305, pl. XXIV. Fig. 7). Fig. 11: Ciseau en bronze de Möringen. Fig. 12: Hache en fer, de Locras. Fig. 13: Double épingle en bronze de Gerlafingen.

Berichtigung. Verfasser des Artikels 417 ist Herr Professor **Hunziker** in Aarau.

ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

N^o 3.

ZÜRICH.

JULI 1872.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 20 Cts. franco für die Schweiz.

Man abonnirt bei den Postbüreaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direct bei der Verlagsbuchhandlung von J. Herzog in Zürich.

INHALT: 132. Die Pfahlbauten in und um Zürich (Schluss), von Dr. F. Keller. S. 347. — 133. Aelteste Spur einer Niederlassung in den Urcantonen, von Dr. F. Keller. S. 357. — 134. Un mors de cheval en bronze trouvé à Mœrigen (Lac de Bienne), par Mr. le Dr. Gross. p. 358. — 135. Römische Bleiglasur, von Dr. F. Keller. S. 359. — 136. Lettre de Mr. Quiquerez. S. 360. — 137. Fouilles à Avenches, par Mr. Caspari. p. 362. — 138. Ofenkacheln von Luzern, von Dr. v. Liebenau. S. 363. — 139. Ein Sigil aus Tessin, von Dr. v. Liebenau. S. 365. — 140. Neu entdeckte Inschrift zu Königsfelden (Aargau), S. 367. — 141. Lettre de Mr. Morel-Fatio. p. 367. — 142. Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler, von Prof. R. Rahn. S. 368. — Bücherschau. S. 374.

132.

Die Pfahlbauten in und um Zürich.

(Schluss.)

A. Der kleine Hafner.

Der kleine Hafner liegt unmittelbar vor dem Abflusse des See's, gerade gegenüber dem nördlichen Theile der Tonhalle. Seine östliche Grenze ist 200 vom jetzigen und etwa 500 Fuss von dem ursprünglichen Ufer entfernt und durch eine Seetiefe von 20 Meter davon getrennt. An eine Verbindung mit dem Lande vermitteltst einer Brücke ist daher nicht zu denken. Die Gestalt der Untiefe ist rundlich, die Oberfläche des mit Pfählen besetzten Bodens beträgt ungefähr $1\frac{1}{2}$ Juchart. Bei ganz niedrigem Wasserstande ist der kleine Hafner etwa 3', bei hohem etwa 8' vom Wasser bedeckt und von allen Stationen bei Zürich diejenige, welche nie über den Seespiegel hervortrat. Aus diesem Grunde sind alle Geräthschaften, Knochen u. s. w. gut erhalten, und ziemlich frei von Kalksinter, während die von den andern Lokalitäten herkommenden stark mit Tuf belegt, häufig von Pflanzenstoffen grünlich gefärbt und theilweise verwittert sind. Der Grund besteht aus weissem Letten, in welchem bei $5-5\frac{1}{2}'$ Tiefe eine Lage von kleinen Conchylien zum Vorschein kommt, welche hier eine etwa 1 Zoll dicke, anderswo aber eine 2—4 Fuss mächtige Schicht bilden, und den ursprünglichen Boden der Seebecken bekleiden.

Die Oberfläche der Untiefe war sparsam mit Steinen belegt, die sich durch ihre Form grösstentheils als hergebrachtes Material verriethen. Es bestand nämlich hauptsächlich aus zerschlagenem Gerölle und Sandsteinbrocken, welche möglicherweise am Rande der Pfahlbauten aufgehäuft lagen, um damit die Annäherung eines auf Kähnen und Flössen herankommenden Feindes abzuwehren. Die Pfähle waren nicht gleichmässig über die Fläche vertheilt, standen aber, wo sie vorkamen, ziemlich dicht, in etwa 1—1½ Fuss Entfernung von einander, und erwiesen sich als Rund- oder Spaltholz von Tannen, Föhren, Eichen, Buchen u. s. w., überhaupt von denjenigen Holzarten, welche jetzt noch in der Umgegend wachsen. Die Pfähle sind bald durch Feuer, bald durch das Steinbeil zugespitzt. Neben denselben zeigten sich Gruppen der oben beschriebenen Schwellen in den Schlamm eingebettet, in deren Löchern noch die Zapfen der Stützpfähle staken.

Da bei heftigen Föhnstürmen der See bei seinem Ausflusse sich trübt, so liegt die Culturschicht, welche aus verbranntem Holz, Gras, Stroh und zerbrochenen Geräthschaften nebst zerschlagenen Töpfen und Knochen besteht, etwa 1—2 Fuss tief unter dem Schlamme. Sondernbarer Weise fand sich auch ziemlich an der Oberfläche eine Anzahl Artefakte wie z. B.: Mahlsteine, Kornquetscher, einige Steinbeile, namentlich aber viele Topfscherben. Dieser Umstand, der auch auf den andern Stationen wahrgenommen wurde, lässt sich einzig durch die Annahme erklären, dass alle Stationen ein oder mehrmals abbrannten, dann wieder aufgebaut wurden, aber nicht lange bestanden, um endlich ebenfalls durch Feuer unterzugehen.

Wir beginnen bei Betrachtung der Fundgegenstände mit den Steingeräthen.

Steinbeile. Diese Geräte, die wichtigsten in der armseligen Ausrüstung der Pfahlbaubewohner, sind unter sich nach Form, Grösse und Stoff bedeutend verschieden. In erster Beziehung sind sie entweder bedeutend breiter am einen Ende und gleichen der jetzt gebräuchlichen Axt, oder sie sind umgekehrt schmaler an der Schneide, gleich einem Meissel. Die durchbohrten Beile sind am einen Ende stumpf und konnten als Beile oder Hämmer gebraucht werden, das Schaftloch liegt mit der Schneide immer in gleicher Ebene. Die grössten Beile, die wir von dieser Lokalität erhielten, sind 6" lang, die kleinsten nur 1".

Ein Theil der Beile wurde zum Hacken und Schneiden offenbar von Hand gebraucht, und zwar, wie sich an einzelnen Exemplaren deutlich wahrnehmen lässt, mit der rechten Hand; die Mehrzahl jedoch war in einen Stiel oder Halm eingesetzt, und zwar auf verschiedene Weise.

Bei der einfachsten und wahrscheinlich ursprünglichen Art ist der Stein in das umgebogene und gespaltene Ende eines Stockes, häufig eines Haselstockes, eingespannt und mit Schnüren festgebunden (Taf. XXXIII, Fig. 1). Diese Form der Fassung kommt am Untersee, z. B. in dem ausgedehnten Pfahlbau von Wangen, ausschliesslich vor. Oder das Beil steckt gleich einem Keile in dem länglichen Kolben einer Keule aus Eichen- oder Eschenholz (Fig. 2). Etwas complicirter wird das Geräte, wenn die Verbindung des Steines mit dem Stiele durch das Einschieben eines dritten Gliedes, nämlich des Abschnittes eines Hirschgeweihes (meistentheils des Kronenstückes) vermittelt wird (Fig. 3 und 4). An diesem ist das eine Ende des letztern vierseitig zugeschnitten und in ein entsprechendes Loch in der Keule eingepasst, das andere aber ausgehöhlt, um das Beil aufzunehmen. Man kann sich nicht genug

wundern über die Geduld, mit welcher das Loch vermittelt Splitter oder Späne von Feuerstein oder in Hirschgeweihsprossen eingesetzter Zähne (Fig. 5) so geschickt ausgestochen ist, dass es von dem stumpfen Ende des Beiles genau ausgefüllt wird. Diese Sorgfalt war übrigens dadurch geboten, dass das Beil bei zu engem Loche auf den ersten Schlag die Fassung zersprengt, bei zu weiter Oeffnung gewackelt hätte. Der letztere Uebelstand musste nicht selten durch Ausfütterung des Loches vermittelt Asphalt oder Schilf beseitigt werden.

In einer gewissen Zeit suchte man das Festsitzen der Fassung dadurch zu bewerkstelligen, dass man die erstere an einem Ende gabelförmig zuschnitt, in die ganz durchbohrte Keule einsetzte, um durch das Eintreiben von Keilen, wie es heutzutage noch bei der Axt geschieht, dem Herausfallen derselben vorzubeugen (Fig. 6). Obwohl man in allen Pfahlbauten der Schweiz, vom Bodensee bis zum Genfersee, solche Fassungen mit Gabeln antrifft, scheint dieses Verfahren wenig Anklang gefunden zu haben.

Die Zusammensetzung der unter Fig. 3 und 4 erwähnten Steinaxt war in der Mittel- und Westschweiz gewöhnlich, und es ist unglaublich, in welcher Zahl ganze und zersplitterte Hirschhornfassungen aus dem Schlamm der Seen hervorgezogen worden sind, und dort noch begraben liegen.

Indem wir ein Paar andere Formen von Fassungen, weil sie in unserer Lokalität nicht vorkommen, hier übergehen, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass das Beil mit der Hornfassung, ungeachtet seiner grossen Verbreitung und Jahrhunderte langen Anwendung, das unpraktischste Werkzeug ist, das sich denken lässt und dass man endlich auf den Gedanken kommen musste, erst mittelst Durchbohrung der Hirschhornfassung (Fig. 7), dann mittelst Durchbohrung des Steines selbst (Fig. 8) und Einfügung eines Stieles das Geräthe anscheinend zu vervollkommen. Mit was für Mitteln die Durchlöcherung bewerkstelligt wurde, und wie das Beil auch in dieser Gestalt ein ungemein zerbrechliches und wenig taugliches Geräthe blieb, ist aus Artikel 48 und Taf. XII des „Anzeigers“ ersichtlich.

Bekanntlich ist das zur Anfertigung von Beilen gewählte Material theils einheimisches, aus dem Hochgebirge herstammendes, oder fremdes Material. Jenes (Serpentin, Diorit etc.), ist auf den Pfahlbauten selbst verarbeitet, beziehungsweise zugeschnitten und geschliffen worden. (Siehe Artikel 36 und Taf. X des Anzeigers.) Dieses (Nephrit), das in Europa nicht vorkommt und im fernen Osten angetroffen wird, ist merkwürdiger Weise als schon fertiges Geräthe durch den Tauschhandel ins Land gekommen.

Beile aus Feuerstein sind in unsern Pfahlbauten nicht zu finden und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieses Material für grössere Geräthe in unserm Lande mangelt und nur in kleinern Knollen in dem die Schweiz im Norden umziehenden Juragebirge vorkommt. Der Umstand, dass keine Feuersteinbeile, welche in andern Theilen Europas, namentlich im Norden, in erstaunlicher Menge und jeder Form und Grösse angetroffen werden, und dem reinen Nephrit an Güte wenig nachstehen, nicht in unsern Pfahlbauten auftreten, findet seine Erklärung einzig darin, dass die Verarbeitung dieser Feuersteingeräthe im Norden Europas jünger ist, als die Pfahlbauten unserer Steinzeit.

Feuersteingeräthe. Uebrigens ist ohne Feuerstein, mit dessen Hilfe die zu Beilen auserlesenen Geschiebe aus dem Rohen geschnitten und Knochen, Horn, Holz zu den verschiedenartigsten Werkzeugen zugerichtet wurden, die Existenz eines Hauswesens, auch wenn es noch so primitiv gedacht wird, eine Unmöglichkeit, und man darf mit Sicherheit annehmen, dass die ersten Siedler im Innern der Schweiz unter andern Dingen einen etwelchen Vorrath von Feuersteingeräthschaften vom Jura und angrenzenden Frankreich sich verschaffen mussten.

Die auf dem kleinen Hafner gefundenen grössern Feuersteinlamellen sind Messer, Sägen oder Schaber (Fig. 9), die kleinern Pfeilspitzen und Stechwerkzeuge.

Schleifsteine, nämlich Tafeln von Sandstein, auf denen die Beile nebst Werkzeugen aus Knochen etc. zugeschliffen wurden, konnte man überall um den See herum mit grösster Leichtigkeit sich verschaffen, und wir haben auch solcher Tafeln, die durch langen Gebrauch ausgehöhlt sind, eine Mehrzahl erhalten.

Als Geräthe zur Speisebereitung geben sich zweierlei Gegenstände, die sogenannten Kornquetscher und die Mählsteine auf den ersten Blick zu erkennen. Aus den bisherigen Untersuchungen der Küchenabfälle unter den Pfahlbauresten geht die Thatsache hervor, dass schon die frühesten Ansiedler, das Geschlecht der Steinzeit, Getreide in reichlicher Masse pflanzte, und dass Weizen- und Gerstenkörner zerstoßen oder fein gemahlen und in Töpfen über dem Feuer zu Brei zubereitet oder fein zu Mehl gerieben, und in Fladen oder Klumpen auf heissen Steinen gebacken, ein Hauptnahrungsmittel bildete. Zum Zerstoßen der Körner, wahrscheinlich auch zum Verkleinern anderer Dinge; überhaupt als Hammer, dienten die faustgrossen Steine, die in ihrer vollendeten Form einem Würfel mit stark abgerundeten Ecken oder Kugeln und schwachen Vertiefungen auf entgegengesetzten Seiten gleichen und aus hartem Sandstein verfertigt wurden (Fig. 10).

Zum Mahlapparate gehören zwei Stücke, nämlich ein unbewegliches, die Reibeplatte oder Bodenstone, und ein bewegliches, der Reibestein oder Läufer. Jene ist oft fünfzig und mehr Pfund schwer und in der Mitte, wo die Abnutzung am stärksten war, etwas ausgehöhlt, dieser ist viel leichter und unten glatt abgeschliffen. Beide Theile dieses primitiven Mahlapparates, der in ganz gleicher Form heute noch von den Bewohnern des innern Afrika gebraucht wird, bestehen immer aus grobkörnigem, sehr hartem Gestein, aus Granit, den man im Reussthal fand oder in Sernfconglomerat (rothem Ackerstein), der als Findling in grösster Menge im Limmatthale anzutreffen ist.

Einen thatsächlichen Beleg für die Annahme, dass die Bewohner des „Hafners“ Getreide pflanzten und Brei bereiteten, haben uns theils die hier aufgefundenen Weizen- und Gerstenkörner, theils die vielen an Kochtöpfen haftenden Breikrusten an die Hand gegeben.

Kornquetscher sind in einem halben Dutzend und Mühlen in einem Dutzend sehr schöner Exemplare von der Baggermaschine heraufgeholt worden.

Geräthe aus Horn. Wenn in der Beschreibung von Pfahlbaugesegenständen von Hornartefacten die Rede ist, hat man immer an Gehörn von Thieren des Hirschengeschlechtes zu denken, da die Hornsubstanz der Hörner des Rindviehs, der Schafe, Ziegen, Gemen, Steinböcke sich im Wasser vollständig auflöst. Neben den oben angeführten Beilfassungen haben sich Hirschgeweih, nach Beseitigung der Sprossen,

zu Dolchen, die einzelnen Sprossen aber zur Herstellung von Stechwerkzeugen, wie uns eine Menge Fundstücke zeigen, recht gut geeignet. Die Art der Abtrennung der Sprossen vom Hauptstamme, welche wir an mehreren Stücken wahrnehmen, lässt auch neben dem Vorkommen einiger Spinnwirtel (Fig. 11) indirekte den Betrieb des Flachsbaues in hiesiger Lokalität deutlich erkennen.

Das Abtrennen der Sprossen vom Stamme und das Zerlegen des letztern in kürzere oder längere Stücke für Anfertigung der angeführten Geräthe geschah nämlich in der Regel durch die Steinaxt, mitunter aber durch Einsägung vermittelt einer Schnur, welche um das zu theilende Horn geschlungen, und dann angespannt wurde. Durch Hin- und Herziehen des Hornes, wahrscheinlich unter Anwendung von Sand und Wasser, drang der Schnitt bald so tief ein, dass das Horn entzwei gebrochen werden konnte (Fig. 12). Die hiefür benutzte Schnur war ohne allen Zweifel aus Flachs verfertigt.

Knochen. So wie heutzutage alle Theile des Körpers der gezähmten und wilden Vierfüssler in der Oekonomie des Menschen ihre Verwerthung finden, so ist auch zur Pfahlbauzeit das getödtete Thier in vielfacher Weise zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse verwendet worden. Dass das Fleisch in gekochtem Zustande genossen wurde, ist selbstverständlich, ebenso, dass die Felle zur Bekleidung des Körpers dienten. Beweise für die Verfertigung von Leder sind vorhanden. Dass man die Wolle verarbeitete, ist wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar, weil Haare im Wasser sich nicht erhalten. Die Benutzung der Knochen ist mannigfaltig. Die Rippen der grösseren Thiere lieferten, auf einer Seite zugeschärft, Messer, in einer Mehrzahl an einander gereiht, spitzig zugeschliffen und vermittelt Flachsstrangen fest zusammengebunden, Flachshecheln oder Kämmen (Fig. 13). Die platten Stücke des Gerippes (die Becken) wurden in schaufelförmige oder schneidende Geräthe umgeformt. Sowohl aus den kleinen als grossen Röhrenknochen verstand man Nutzen zu ziehen, indem die letztern der Länge nach entzwei gesägt und aus den Abschnitten theils Dolche, theils Stechwerkzeuge verfertigt wurden (Fig. 14). Häufiger jedoch schlug man dieselben entzwei, zog vor Allem mit einem eigens hiefür angefertigten beinernen Löffel (Fig. 15) das sehr beliebte Mark heraus und verarbeitete die Splitter zu Alsen, Pfriemen, Näh-, Strick- und Heftnadeln (Gewandnadeln), kleinen Meisseln etc. Von mehreren der genannten Geräthe liegen von diesem Pfahlbau Muster vor. Den letzten Akt der Ausnutzung der Knochen vollzogen durch Abnagung der Knorpeltheile die Hunde.

Die Thongeschirre, die meistens in Bruchstücken vorkommen, bilden in allen Pfahlbauten die Mehrzahl der Artefakte. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die hier gefundenen Stücke eine Uebersicht der sämtlichen Pfahlbauthonwaare gestatten, von den ersten rohen Anfängen der Kunst bis zu der Vollkommenheit, welche dieselbe ohne Anwendung der Töpferscheibe zu erreichen vermochte. Es sind alle Sorten von grossen und kleinen, offenen und geschlossenen Geschirren und alle Formen derselben, als Becher, Schüsseln, Teller, Krüge, Urnen, Kochtöpfe u. s. w. hier vertreten.

Was den Stoff betrifft, so zeigt sich schon bei Betrachtung der Scherben eine auffallende Verschiedenheit, indem die einen Geschirre aus Letten, der stark mit

Serncongglomerat- und Quarzkörnern vermenget ist, die andern aus gereinigtem Thon verfertigt sind.

Während die kleinsten Gefässe nicht viel grösser als eine Nusschale sind, übertreffen die grössten an Umfang alle jetzt gebräuchlichen Geschirre, ja man darf sagen, dass die grossen weitbauchigen Urnen, deren Schaale oft nur ein paar Linien dick ist, bei einem Durchmesser von 3—4' und einem sehr bedeutenden Kubikinhalte, mit Rücksicht auf die Art der Verfertigung, sich als eigentliche Meisterstücke darstellen. Bei dieser grössten Sorte, die zur Aufbewahrung von Getreide, Mehl und andern Lebensmitteln diente, ist das Verfahren des Töpfers an den Bruchstücken leicht zu erkennen. An den Rand der Thonscheibe, welche den Boden des Gefässes bildete, wurden nämlich Riemen oder Würste aus Thon von $\frac{1}{2}$ " Dicke in engern oder weitem Spiralen aufgesetzt, bis das Geschirr die beabsichtigte Form und Höhe erreicht hatte. Diese grossen Töpfe wurden dann durch Hinstellen an freies Feuer und Einsetzen von glühenden Kohlen ins Innere gehärtet.

Eine Anzahl der kleineren Gefässe sind mit Henkeln, einige wenige mit Ausgussröhren versehen.

Die Verzierungen an der Aussenseite der geschlossenen, oder der Innenseite der offenen Gefässe sind äusserst mannigfaltig und bestehen bald in aufgesetzten Reifen, bald in eingeritzten und mit Kreide ausgefüllten Strichen, häufig in Zickzacklinien. Die kleineren Gefässe sind meistens durch Graphit oder dadurch, dass sie einige Zeit dem Rauche ausgesetzt wurden, schwarz gefärbt, nachher abgerieben und geglättet. Unter den hier aufgehobenen Scherben befinden sich auch ein paar solche, bei denen in schiefer aufsteigender Linie die Wand des Gefässes durchbohrt und deren Bestimmung noch nicht ermittelt ist.

Ebenfalls zeigt sich unter den Thonfragmenten ein Stück eines Tiegels zum Erzgiessen, das ganz den zu Robenhausen aufgehobenen ähnlich ist. Zum ersten Mal in der östlichen Schweiz fand man hier einen Thonring, dessen Bestimmung war, auf glühende Asche gesetzt zu werden und ein Kochgeschirr aufzunehmen, das gleich einer Pfanne keinen Fuss hatte.

Es ist nicht schwer, unter der Masse der zerbrochenen Thongeschirre die Stücke, welche der frühesten Zeit (durch die Stationen von Ermatingen, Niederwyl, Wangen, Heimenlachen etc. etc. repräsentirt), von denjenigen zu scheiden, welche der spätern Zeit und einer vorgerücktern Technik angehören (Fig. 15, 16). Es versteht sich, dass man nicht allen roh aussehenden Gefässen ein hohes Alter zuschreiben darf, weil der Gebrauch, für den gewisse Geschirre bestimmt waren, einen mit Steinkörnern stark vermengeten Thon erforderte.

Als ein Muster vorgeschrittener Technik aus der Bronzezeit erschien (siehe Fig. 17) ein Becher von einer Form, die in den Seen der Westschweiz häufig vorkommt, in der Ostschweiz einzig im Zürchersee zu finden ist.

Bronze. Obgleich die Bronzezeit durch die feinere Thonwaare, durch den Erztiegel u. s. w. deutlich genug angezeigt ist, so haben die Baggermaschinen und unsere spätern Nachforschungen doch nur wenige Bronzegegenstände, nämlich ein Stück geschmolzener Bronze, einen Ring (Fig. 18), eine Haarnadel mit rundem Kopf (Fig. 19), eine lange Gewandnadel (Fig. 20), einen Dolch (Fig. 21), eine Sichel (Fig. 22) und eine Axt (Fig. 23) uns eingebracht.

Eisen. Der frühesten Eisenzeit, beziehungsweise der helvetischen Periode, gehören eine Anzahl eiserner Geräthschaften an, wie Sicheln, Messer u. dgl. Das Fortbestehen einzelner Niederlassungen bis in die historische Zeit hinein ist nach der Entdeckung eines Pfahlbaues im Lac de Paladru, Dép. de l'Isère, dessen Bewohner sich ausschliesslich eiserner Geräthe bedienten, nicht mehr befremdend. Schwieriger zu deuten ist dagegen das Vorkommen römischer Dachziegel sowohl auf den „Hafnern“ als auf mehreren andern Stationen, da römische Utensilien und zwar gerade diejenigen, die den Ansiedlern am nützlichsten gewesen wären, auf den Pfahlbauten gänzlich mangeln.

B. Der grosse Hafner.

Der grosse Hafner befindet sich weiter seeeinwärts als der kleine Hafner und ist von diesem etwa 1000', vom jetzigen Ufer etwa 900', und 1100' von demjenigen entfernt, das noch im Anfange dieses Jahrhunderts die unbestimmte Scheidelinie zwischen See und Sumpfland bildete. Die Grösse dieser Untiefe beträgt ein paar Jucharten, ihre Gestalt ist oval. Die längere Achse liegt in der Richtung des Sees, die mit Pfählen besetzte Fläche umfasst, soweit unsere Nachforschungen reichen, etwa die Hälfte der Untiefe. Die Beschaffenheit des Bodens, der beim mittleren Wasserstande 5—6' unter dem Seespiegel liegt, ist ziemlich dieselbe wie beim kleinen Hafner. Wer in einem Kahne auf demselben herumfährt, bemerkt, dass der ursprüngliche, aus lettigem Schlamm bestehende Seegrund stellenweise mit Steinen bedeckt ist, deren Gewicht von 1 Pfd. zu 6 und 8 Pfd. ansteigt, und die theils rundlich (Flussgeschiebe), theils kantig (Sandstein, Bruchsteine), alle aber vom Lande hieher transportirt worden sind. Sowohl aus den Schlammflächen, als zwischen den Steinen treten da und dort einzelne Pfähle hervor, und beim Abschürfen des Bodens zeigen sich ebenfalls die horizontal liegenden mit Löchern versehenen Balken aus Eichenholz. Die eigentliche Culturschicht breitet sich etwa 1' unter der Oberfläche aus und gibt sich durch ihre schwärzliche Farbe und durch ihre Zusammensetzung zu erkennen. Sie besteht nämlich hauptsächlich aus Kohlen, halbverbrannten Stämmen, Holzspänen, verkohlten Zweigen, Stroh, Binsen und einer Menge Knochen und Topfscherben. Weizen- und Gerstenkörner, Himbeersamen und Haselnüsse kommen auch hier zum Vorschein; ebenso sind von der Oberfläche zerbrochene Töpfe und Steingeräthschaften bestehend in drei sauber gearbeiteten Kornquetschern und einem Mahlstein abgelesen worden.

C. Bauschanze.

Auf diesen Pfahlbau habe ich schon vor 10 Jahren in meinem zweiten, 1858 erschienenen Pfahlbautenbericht S. 121, aufmerksam gemacht. Es kamen nämlich damals bei der Ausbaggerung des Seebettes zu Gunsten der Dampfschiffahrt einige Artefakte aus Stein und Horn nebst einer Anzahl Pfähle zum Vorschein. Die vor zwei Jahren wieder aufgenommenen Ausbaggerungen an der Stelle südwärts der Bauschanze haben bewiesen, dass diese Niederlassung eine viel grössere Ausdehnung hat, als wir vermutheten, da sie die ganze seichte Stelle, auf welcher die Bauschanze steht, einnimmt und theilweise von der Stadthausanlage bedeckt ist. Es ist kein Zweifel, dass die Stelle der Bauschanze ursprünglich ein Steinberg, ein künstlich

erhöhter Platz in dieser Niederlassung gewesen ist. Auch zeigen die Seitenwände der 5' in den Boden eingerissenen Furchen des Baggerrades genau dieselben Erscheinungen wie in den beiden Hafnern, und auch hier ist die Oberfläche des Bodens mit Topfscherben bestreut. Die bis jetzt in dieser Lokalität gefundenen Dinge sind einzig solche Scherben, von denen sich einzelne durch ihre Gestalt und Verzierung unzweifelhaft als der Bronzezeit angehörig darstellen. Diese Stelle legt sich ans Ufer an und war durch Stege mit dem Festland verbunden.

Der hier noch sichtbaren Reihe von Grundswellen wurde in der vorigen Nummer erwähnt.

Obige Notizen über umfangreiche Ansiedelungen sind leider wegen des Mangels regelrechter Untersuchung sehr fragmentarisch und tragen, da sie nur schon bekannte Gegenstände besprechen, wenig Wesentliches zur Kenntniss der Erscheinung im Allgemeinen bei. Neu ist einzig die hier zum ersten Mal beobachtete, systematisch angewendete Fundamentirung der Pfahlgerüste vermittelt Rostschwellen, ferner der bestimmte Nachweis, dass Untiefen in Seen, die nicht durch Brücken mit dem Lande verbunden werden konnten, sondern eigentliche Inseln bildeten, für Baustätten gewählt wurden.

Was das Alter dieser Stationen betrifft, so können wir auf Grund der in ihren Trümmern erhobenen Fundstücke den Beweis leisten, dass dieselben zu den frühesten Niederlassungen unseres Landes gehören, die Bronzezeit überdauerten und trotz mehrfacher ganzer oder partieller Zerstörung bis in die sogenannte Eisenzeit im Wesen verblieben.

Rücksichtlich des Culturzustandes auf diesen Pfahlbauten ergibt sich ebenfalls aus der Betrachtung der aus der Bronzezeit herstammenden Artefakte, namentlich der Thongeräthe, dass in technischer Geschicklichkeit und Erzeugung hübscher Formen die Stationen von Zürich allen andern der Mittel- und Ostschweiz bedeutend vorangeschritten waren, und sich einerseits neben die Bronzestationen am Ueberlingersee, anderseits neben diejenigen der Westschweiz reihen können.

Noch müssen wir bemerken, dass bei wenigen Niederlassungen der Boden des denselben gegenüberliegenden Festlandes in dem Grade durch Feldarbeit und Häuserbau aufgeschlossen wird, wie hier, und dass demungeachtet in dem ganzen Gebiete, wo unzweifelhaft Pflanzgärten und Gehäge für Hausthiere sich befinden mussten, bis jetzt auch nicht die mindeste Spur der Anwesenheit und Thätigkeit von Menschen entdeckt wurde.

Am räthselhaftesten ist hiebei der Umstand, dass hier so wenig als anderswo irgend ein Merkmal eines Begräbnissplatzes oder Einzelgrabes aufgefunden werden konnte, und dass man zu der Annahme gezwungen ist, die Gebeine der ohne alle Mitgaben beerdigten Todten, — denn Brandstätten sind nie bemerkt worden, — haben sich im langen Laufe der Zeit völlig aufgelöst.

Dr. F. KELLER.

B e r i c h t

über

die Untersuchung der Knochenfunde in den Pfahlbaustellen, genannt „Hafner“ im Zürichsee, durch J. Uhlmann, Arzt in Münchenbuchsee, bei Bern.

Sommer 1868.

Die Zusendung, circa 2 Centner enthaltend, wurde sorgfältig nach den verschiedenen Thierspecies sortirt. Es fanden sich vor:

Mensch. Homo.

Hausthiere.		Wilde Thiere.	
Das Pferd,	Equus caballus.	Der Urochs,	Bos primigenius. Boj.
Die Hauskuh,	Bos Taurus.	Der Edelhirsch,	Cervus Elaphus.
Das Schaf,	Ovis aries.	Das Reh,	Cervus Capreolus.
Die Ziege,	Capra Hircus.	Das Wildschwein,	Sus scrofa ferus.
Das Hauschwein,	Sus scrofa.	Der braune Bär,	Ursus arctos.
Der Haushund,	Canis famil.	Der Fuchs,	Canis vulpes?
		Der Dachs,	Meles Taxus.
		Der Biber,	Castor fiber.
		Eine Maus,	Sorex?
		Ein Fisch,	Esox?
6 Spec.		10 Spec.	

Nach Quantität circa:

$\frac{4}{10}$	$\frac{3}{10}$	$\frac{2}{10}$	$\frac{1}{10}$
Bos. Taurus.	Cervus Elaphus.	Sus scrofa.	Alles Uebrige davon am meisten Ovis.

Homo. Von 2 Individuen: 1 grosser starker Mann (Fundstück 1 Tibia) und 1 schlankes junges Individ. (wahrscheinlich Fœminini Gen.) Fundstück 1. Ulna. — Beide Fundstücke etwas beschädigt.

Equus. Wahrscheinlich von 2 Individuen kleiner Statur; nur 2 Fundstücke. Alter etwas zweifelhaft.

Bos lieferte das meiste Material der Zusendung.

Bos primigenius Boj., der Urochs, fand sich in Gliederfragmenten wahrscheinlich von mehr als einem Individuum vor, und musste eine Körpergrösse erreicht haben, welche den Grössten von Moosseedorf beinahe übertraf.

Bos Taurus ist hauptsächlich in zwei Racenzügen repräsentirt:

- a. Primigenius Race (Rüt) wol von Obigem abstammend, in kräftigen Individuen, cultivirt.
- b. Brachyceros Race (Rüt) gar viel kleiner als die Vorige, aber viel zahlreicher.

Von beiden Racen liegen unzweifelhafte Stücke von weiterer Züchtung und Kreuzung vor. Junge Individuen wurden am meisten geschlachtet.

Capra. Die Ziegenreste sind unbedeutend. Ihre Individuen von kleiner Statur.

Ovis. Reichlicher als Ziege; meistens kleine Individuen, ähnlich wie in Moosseedorf, Greng und Robenhausen, wie es scheint meistens Hörner tragend.

Sus scrofa. Das Wildschwein in einigen Stücken:

- a. als *Sus scrofa ferus*, in ziemlicher Grösse vorhanden. Viel reichlicher das Material,
- b. als *Sus scrofa*, *Race palustris* (Rüt), vielfach in jungen Individuen repräsentirt. — Wohl am reichlichsten aber erscheint das Schwein
- c. als Hausschwein, *sus scrofa domesticus*, wozu ich schon das Meiste von lit. b rechnen möchte, dann Material von etwas grössern Individuen als das Torfschwein (b), welche offenbar gezähmt und gezüchtet worden. Auch hier ist anzunehmen, c sei durch Kreuzung aus a und b hervorgegangen, habe aber hauptsächlich mehr den Charakter von b behalten.

Canis familiaris. Das Material vom Hund ist nicht häufig. Die Race war klein und ähnlich derjenigen von Robenhausen, grösser als diejenigen von Moosseedorf, kaum verschieden von der zu St. Aubin (Neuenburgersee), und repräsentirt untrüglich die kleine Race des Pfahlbautenhundes der ältesten Stationen in der Schweiz.

Cervus Elaphus. Der Edelhirsch häufig und zum Theil in grösseren Exemplaren, so dass es öfters schwer hielt, Fragmente ihres Skelettes von der kleinen Race Torfkuh zu unterscheiden. Als Beute fielen dem Jäger hauptsächlich jüngere Individuen und dann auch sehr alte Thiere.

Cervus capreolus. Das Reh in ganz geringer Quantität. Bär, Dachs und Biber wurden selten erlegt. Fuchs ebenso. Vom Fisch liegt nur 1 Schulterblatt vor. Die Maus nagte an vielen Fragmenten vom Hirschhorn, auch an Knochen.

Sämmtliche Knochen waren bis auf eine höchst kleine Ausnahme schlächtermässig zerschlagen, am allermeisten in die Quere, um die Stücke zu verkürzen und um sie leichter in den Kochtopf zu bringen. Nur die grössern Röhrenknochen und besonders diejenigen junger Thiere sind längsgespalten. Es fanden sich daher an vielen Fragmenten Axteinschnitte vor, kurze, stumpfe, weit klaffende, deren zackige Tiefe oft wahrnehmen lässt, dass das Steininstrument schon bedeutend scharf gewesen. Messereinschnitte sind nicht besonders selten, auf den Knochen meistens schief und quer geführt; der Kenner sucht und findet dieselben am häufigsten in der Nähe der Gelenkenden, wo Gelenkbänder zu lösen und zähe Sehnenansätze zu durchschneiden waren. Es ist darum auch erklärlich, wenn sich öfters mehrere Einschnitte nahe neben und über einander an den genannten Punkten vorfinden, da jene zähen Sehnenmassen für Metallinstrumente oft schwierig zu lösen sind.

Mancherlei andere Kritzen rühren ohne Zweifel nur vom Rutschen auf spitzen Steinkanten her, welches durch Wellenschlag hervorgebracht wurde.

An vielen Knochenenden, namentlich den Gelenkpartien, oder den Knochen jüngerer Individuen hat der Hund die weichern, besonders knorpeligen Stellen abgenagt; seine Zahneindrücke sind ebenso leicht zu erkennen, als jene stets paarig

parallel neben einander laufenden Benagungen durch die Maus, welche sich an Hirschgeweihfragmenten gar nicht selten vorfinden.

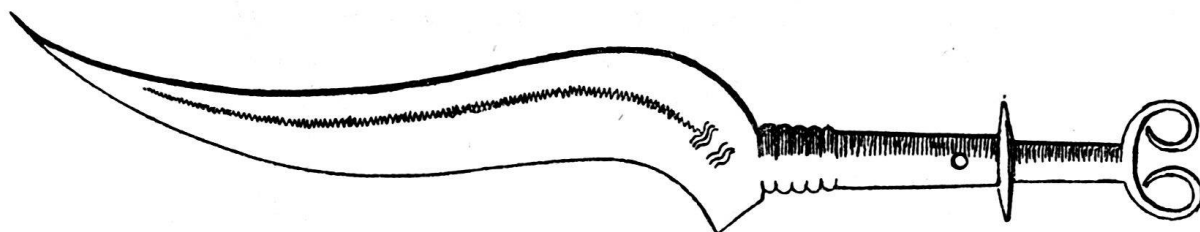
Einzelne wenige Knochenfragmente trugen Spuren von Einwirkung des Feuers und waren zum Theil verkohlt, zum Theil selbst calcinirt.

Dass der Sendung keine Knöchelchen kleiner Thierarten beilagen, mag dem Umstande zugeschrieben werden, dass die Arbeiter der Baggermaschinen nicht auf so geringfügige Dinge achteten.

Aus allem Obigen können nun folgende Schlüsse gezogen werden: Nach Farbe der Knochenreste, ursprünglicher Kleinheit mancher Species und der überwiegenden Mehrzahl wilder Thiere zu urtheilen, muss die vorliegende Sendung aus Pfahlbauten ältester Zeit, aus solchen der Steinperiode, herkommen. — Aus den vielen Knochen etwas leichter, spongiöser Textur, trotz erwachsenen Alters, und aus den deutlichen Merkmalen von Kreuzungen der Racen ist zu schliessen, dass mehrere Hausthierarten als gezähmt und gezüchtet schon längere Zeit gehegt und gepflegt gewesen; ferner ergibt sich aus der überwiegenden Menge von Rindsknochen, dass jene alten Völker sich schon sorgsamst mit Viehzucht beschäftigten und sich hauptsächlich vom Fleisch der Hausthiere, aber darum auch nicht weniger von jenem der Jagdthiere, namentlich der Edelhirsche und Wildschweine, nährten.

133.

Aelteste Spur einer Niederlassung in den Urcantonen.



Zehn Minuten südlich von Erstfelden, im Canton Uri, liegt auf einer Anhöhe die schöne und geräumige Landeskapelle in der Jagdmatt, „wo jährlich am St. Markustag die Bewohner des ganzen Bezirkes Uri sich processionsweise zum Gottesdienste versammeln und eine vaterländische Predigt anhören“. — Als ich Ende der Dreissiger Jahre diese Kapelle besuchte, zeigte mir der Küster in der Sakristei ein Kistchen, welches ein paar halb vermoderte Knochen eines erwachsenen Menschen und eine Anzahl kleinerer Knochen enthielt, die einige Zeit vor meiner Ankunft bei einer Bauveränderung unter der Kapelle gefunden worden waren, ferner ein bronzenes Messer, das neben dem Gerippe gelegen hatte. Da der Patron der Jäger, St. Eustachius, in dieser Kapelle verehrt wird, glaubten die Landleute, dass diese Gebeine von dem Heiligen herrührten. Der Küster jedoch wies diese Meinung zurück und urtheilte ganz richtig, dass dieses Grab einem der Urbewohner des Landes angehört habe.

Das Messer, von dem ich mir damals die nebenstehende Zeichnung verfertigte, stammt, wie jeder Kenner vorhistorischer Alterthümer weiss, aus der Bronzezeit

her und wird in verschiedenen Ländern in ganz ähnlicher Form nicht selten gefunden.

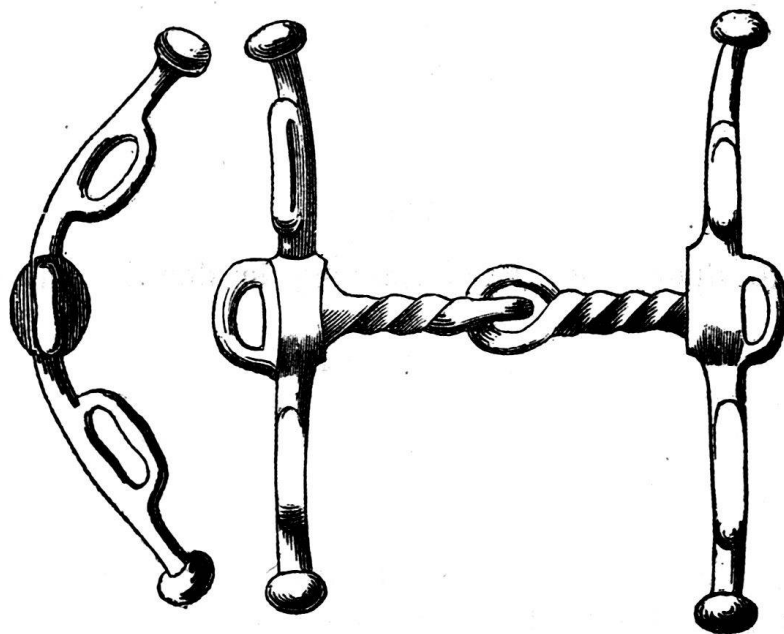
Das Vorkommen eines Bronzegrabes im Reussthale ist für die älteste Geschichte der innern Cantone von nicht geringem Interesse, indem es zugleich mit den am Nordrande des Zugersees entdeckten Pfahlbauten den Beweis liefert, dass schon in frühester Zeit die Thäler der innern Schweiz eine sesshafte Bevölkerung beherbergten.

Mein Freund, der als Naturforscher wolbekannte Herr Dr. Franz Müller in Altorf, dem ich damals die Aufdeckung des Grabes mündlich mittheilte, berichtet mir, dass das Messer sammt den Knochen gegenwärtig noch in der Kapelle zu Erstfelden aufbewahrt werde.

Dr. F. KELLER.

134.

Un mors de cheval en bronze trouvé à Mœrigen.



Si jusqu'à ces derniers temps, la présence du cheval comme animal *domestique* dans nos établissements lacustres pouvait encore être contestée, le mors de cheval en bronze, retiré dernièrement de la station de Mœrigen (Lac de Bienne), suffit aujourd'hui pour faire lever tous les doutes à cet égard.

Lorsque cet objet me fut présenté, je crus un moment avoir à faire à un produit de l'industrie moderne, perdu fortuitement sur l'emplacement des pilotis. Mais lorsque le pêcheur m'eut assuré l'avoir retiré au moyen de la drague du fond de la couche historique et que je l'eus comparé aux autres objets du même métal de ma collection, je n'hésitai plus à le classer dans la catégorie des objets de l'époque du bronze.

Ce mors, au dire des experts, fondu tout entier d'une seule pièce et remarquable par le fini de son travail, nous fait voir à quel degré de perfectionnement l'art du fondeur était déjà parvenu.

Comparé avec nos instruments en usage aujourd'hui, c'est avec le mors brisé, qu'il présente le plus d'analogie.

D'après ses petites dimensions on devrait conclure que les chevaux de l'époque lacustre étaient d'une taille moindre que ceux d'aujourd'hui; en effet, les barres (partie placée dans la bouche) n'ont que 9 cent. de longueur, tandis que dans nos mors de chevaux modernes, leur longueur varie entre 12 et 15 cent.

Les montants, recourbés en demi-cercle, présentent une longueur de 15 cent.; il sont munis chacun de trois anneaux destinés à recevoir des liens. L'anneau du milieu, placé à l'extrémité des barres, servait probablement à soutenir le mors dans la bouche du cheval, tandis que dans les anneaux placés aux deux extrémités des montants, on passait les courroies destinées à diriger l'animal.

Neuveville, août 1872.

Dr. GROSS.

135.

Römische Bleiglasur.



In seinem berühmten „Traité des Arts céramiques“ (Bd. I. S. 16) behandelt Brongniart die Frage, ob den Alten die Glasur, nämlich die gegenwärtig in der Töpferei gebräuchliche, bekannt gewesen sei und spricht dann seine Meinung in olgender Weise aus:

„Schon im Anfange dieses Jahrhunderts hat Chaptal behauptet, dass in dem glänzenden Ueberzuge griechischer und römischer Thongeschirre niemals weder Blei noch Kupfer beobachtet werde. Aikin, welcher sorgfältige Nachforschungen über die Töpferkunst angestellt hat, tritt dieser Ansicht unbedingt bei. Was mich betrifft, so kann ich nach den im Laboratorium zu Sèvres vorgenommenen Untersuchungen versichern, dass man weder Blei, noch Kupfer, noch Zinn im Ueberzuge irgend eines europäischen, vor dem dreizehnten Jahrhundert verfertigten Thongeschirrs hat entdecken können. Es ist diess gerade die Zeit, in welcher ein anonymer Töpfer von Schlettstadt im Elsass das Verfahren, die Thongeschirre zu glasiren, erfunden hat. Diese Angabe ist aufbewahrt in den „Annales Dominicanorum von Colmar“, welche Urstisius in seiner Sammlung *Scriptores rerum Germanicarum*¹⁾ (Pertz *Scriptores* XVII. p. 210) herausgegeben und lautet so: „Nr. 1283 Obiit figulus in Slezistat qui primus in Alsatia vitro vasa fictilia vestiebat“. (Im Jahre 1283 starb der Töpfer von Schlettstadt, welcher zuerst die Thongeschirre mit Glasurüberzug erfand.) Indessen ist gegen allgemeine Gültigkeit dieser Angabe einzuwenden, dass Herr Lenormant von glasirten arabischen Scherben aus dem IX. Jahrhundert spricht, dass glasirte Scherben, in einem aus dem Jahre 1120 herstammenden Grabe der Abtei Jumièges zum Vorschein gekommen sind etc.“

Seit dieser, von einer solchen Autorität, wie Herr Brongniart ausgesprochenen Erklärung, der auch Birch in seinem Werke: *On Ancient Pattery*, 1858, unbedingt

¹⁾ Siehe Schöpflin, *Alsatia illustrata*, 1761. II. 386.

zustimmt, hat sich die Ansicht festgestellt, dass den Römern die jetzt gebräuchliche Glasur völlig unbekannt geblieben sei, obwohl sich die Untersuchungen dieses Gelehrten nur auf antike Gefässe beschränkten, „deren Ueberzug so dünn war, dass er keine ordentliche Analyse gestattete.“

Brongniarts Ausspruch ist aber, wie wir zeigen werden, irrthümlich.

Im Jahre 1852 wurde „im Weiler“, einer Häusergruppe oberhalb des Städtchens Eglisau am Rhein (Ct. Zürich), eine aus Thonröhren bestehende römische Wasserleitung entdeckt und von derselben eine Anzahl gut erhaltener Stücke durch die Gefälligkeit des Herrn Jos. Utzinger von Bülach unserer Sammlung einverleibt. Diese Tünchel oder Röhren (tubuli) sind den in allen römischen Niederlassungen anzutreffenden Geräthen dieser Art vollkommen ähnlich und zeigen nur die Eigenthümlichkeit, dass die Innenseite mit einer grünlichen Glasur bekleidet ist, von der auch auf der Aussenseite durch nachlässiges Eingiessen der Flüssigkeit Streifen liegen geblieben sind. Diese Wasserleitung kann aus Gründen, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, nicht älter als die Mitte des ersten und nicht jünger als der Anfang des vierten Jahrhunderts sein. Diese Glasurschichte, obwohl nicht dicker, als die auf dem gemeinen, jetzt gebräuchlichen Küchengeschirr vorkommende, konnte dennoch in hinreichender Menge abgelöst werden, um eine ganz genaue Untersuchung ihrer Bestandtheile zu gestatten. Herr Professor Simmler von Zürich hatte die Gefälligkeit, die Analyse vorzunehmen, deren Ergebniss von Herrn Professor Kenngott als vollkommen richtig anerkannt wurde und dahin lautet, dass die römische Glasur einen bedeutenden Gehalt an Blei zeigt, überhaupt von der übrigen Bleiglätteglastur sich in keiner Weise unterscheidet.

Die Glasur einer im Wehenthal (Ct. Zürich) gefundenen römischen Wasserröhre hat die gleiche Eigenschaft.

Da auch auf andern römischen Thonarbeiten, z. B. kleinen Thonbildern und Lampen sich nicht selten ein glänzender Ueberzug bemerken lässt, so hat auch diesen auf Blei zu prüfen Herr Professor Simmler die Freundlichkeit gehabt. Auch bei diesem stellte sich ein ganz deutlicher Bleigehalt der Glasur heraus.

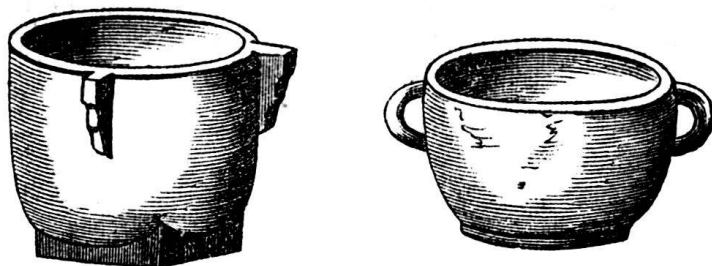
Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dass die im XIII. Jahrhundert gemachte, in der Geschichte der Töpferei Epoche machende Entdeckung, Thongeschirre mit einem glänzenden, bleihaltigen Ueberzug zu versehen, um dadurch das Eindringen von Flüssigkeiten zu verhüten, schon den Römern bekannt war, aber von diesen nicht auf das für den täglichen Gebrauch bestimmte Küchengeschirr angewendet wurde.

¹⁾ S. Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz. Mittheil. Bd. XV. S. 95.

Dr. F. KELLER.

**Extrait d'une lettre du 15 juin 1872 de M. Quiquerez, ancien
préfet de Delémont.**

J'avais projeté des voyages et des recherches que le mauvais temps a empêchés et le peu de courses que j'ai faites n'ont pas eu le succès désiré. J'avais remarqué



le long du Doubs, entre les Franches Montagnes et le clos du Doubs, plusieurs localités formant des promontoires environnés en partie par la rivière et portant des noms indicatifs de lieux jadis fortifiés. Je ne les avais vus que de loin et ceux que j'ai visités en mars dernier ne m'ont plus offert de constructions, mais seulement des traces d'une occupation comme place de refuge. Il suffisait de quelques abatis d'arbres à la gorge de ces bastions naturelles pour les rendre inaccessibles. Ces emplacements occupent des lieux sauvages, au fond des encaissements du Doubs, dans un pays de forêts et ces lieux devaient être des retraites inabordables. Rien ne m'a révélé leur âge. Le pays était désert au moyen-âge et jusque fort-tard, et il faut remonter à l'époque romaine ou plutôt préhistorique.

J'ai plusieurs fois trouvé des débris de réchauds, foci, brasiers, qui avaient pour destination de conserver de la braise soit pour cuire des aliments, soit pour chauffer les appartements. Ces vases sont tout en grés rouge du Schwarzwald et j'en ai recueilli des fragments dans plusieurs villa romaines et encore dans les ruines de Sogren, détruit en 1499. On a trouvé un tout entier à Lausen où il y a bien des traces romaines. Je l'ai acheté et dessiné avec un de ceux de Sogren, pareil à peu près à celui des ruines de Wahlen, dont je n'en ai vu que des fragments suffisants pour reconstituer le dessin de ces objets. Ces vases sont pesants, mais ils ont des anses pour qu'on puisse les porter plus commodément.

J'ai surtout différé de vous écrire parce que j'attendais la sortie de presse de mon travail „Delémont-Vorbourg“ que j'ai l'honneur de vous envoyer, avec un exemplaire pour M. Rahn, qui est, je crois, la personne qui m'a envoyé ce printemps sa brochure sur les églises.

J'ai vu récemment plusieurs outils de pierre apportés du Brésil, province de Sergipe. Ils sont en siénite, en granite et autres roches étrangères à la contrée. Les indigènes n'en font plus usage et ils les regardent comme appartenant à des temps inconnus.

Il y a des haches pesant 8 à 9 livres et l'on croit que c'étaient des pilons pour broyer la terre à potier. Quelques fragments de vases ressemblent parfaitement à ceux de nos contrées de l'âge de la pierre. Je joins à ma lettre des copies exactes de quelques uns de ces instruments.

Dans mes publications sur les forges primitives j'en ai indiqué un emplacement à la scierie de Soglière. Ces jours-ci j'ai recueilli tout à côté de nombreux fragments de l'âge de la pierre et du bronze et il y a toute apparence qu'il y avait des huttes sur le flanc de ce coteau. Du reste il y avait à Soglière une haute borne, comme vous le verrez dans ma brochure Delémont-Vorbourg.

Je travaille toujours à compléter l'armorial de l'Evêché de Bâle. — 750 pages de texte et plus de 830 planches de sigilles, armoiries coloriées, etc. C'est un ouvrage qui restera manuscrit et qui ne peut figurer que dans une bibliothèque. Il remplace et complète le livre des fiefs nobles de l'Evêché confectionné au 15. siècle et qui a disparu en 1792.

Il en sera de ce manuscrit comme de mes deux énormes volumes renfermant l'histoire des châteaux, avec plans, vues, etc. etc. QUIQUEREZ.

137.

Fouilles à Avenches.

Extrait d'une lettre du 17 juin 1872 de M. Caspari, conservateur du musée à Avenches.

Les fouilles, comme vous le savez, se font ici en hiver, alors que les terres sont en friche et les ouvriers disponibles; le but en est toujours l'extraction de matériaux de construction, jamais les recherches d'antiquités qui ne sont par conséquent que l'effet du hasard, mais cependant deviennent une bonne aubaine pour l'ouvrier qui n'y est pas du tout indifférent. Le résultat de ces fouilles dépend beaucoup de la température, car s'il gèle fortement ou s'il pleut longtemps elles sont interrompues; alors vient le printemps qui réclame autre part les ouvriers, puis les terres des semences pour produire; on voit les creux se combler pour laisser la charrue maîtresse absolue de son domaine.

La saison 1871—72 a été une des plus propices aux fouilles et par conséquent une des plus fructueuses; on creusait un peu partout ce qui depuis des années ne s'était vu, au Théâtre, au Cigogner, aux Conches-Dessus, en Perruez, en Prilaz, en Pré-Vert, Derrière-la-Tour, les matériaux à bâtir sortaient de terre en quantité considérable, couvraient les champs, offrant à la fois le plus intéressant et le plus curieux spectacle.

Au Cigogner on a découvert une de ces grandes Corniches, fortement endommagée, pareille à celles placées aux soubassements de notre église; de plus des porphyres rouges, bruns, gris; des marbres divers; des plaques d'amphibole sur fond gris, vert foncé, vert clair, brun, noir qui servaient de placages et s'appliquaient au moyen d'un mastic encore très-tenace au parois de l'édifice. Les murailles de cet édifice étaient larges, profondes et si solides encore que la poudre seule pouvait amener leur dislocation; la grande variété ainsi que la richesse des marbres, les énormes dimensions des Corniches couvertes de magnifiques sculptures, indiquent l'existence en ce lieu d'un bâtiment colossal et richement décoré, faisant partie du forum ou y attenant.

En Prilaz nous avons vu deux grandes mosaïques, sans figures, sans ornements, en simple marbre blanc parsemé de petits points et de rainures noires. On y a de plus trouvé une trentaine de fragments d'une grande inscription sur dalle de marbre, mais qui n'a pu être complétée malgré nos recherches.

Derrière-la-Tour nous a livré une cuiller en bronze, de 12 centm. de longueur, étamée, fixée par un pivot autrefois mobile à un manche à bronze orné d'une tête

de lion. La cuiller pouvait ainsi être repliée sur le manche qui porte en outre, dessous et à côté, deux autres fermoirs de ce genre dans lesquels fonctionnaient pareillement des instruments, dont l'un était une lame de fer, mais dont l'autre de moindre dimension, peut-être poinçon, n'a laissé aucune trace.

Cet intéressant instrument qui est venu augmenter le nombre des objets étamés que possède notre collection, nous rappelle que l'étamage est très-ancien, que même selon Pline il serait d'invention gauloise :

Stannum album incoquitur æreis operibus, Galliarum invento, ita ut vix discerni possit ab argento. Pline XXXIV. 17.

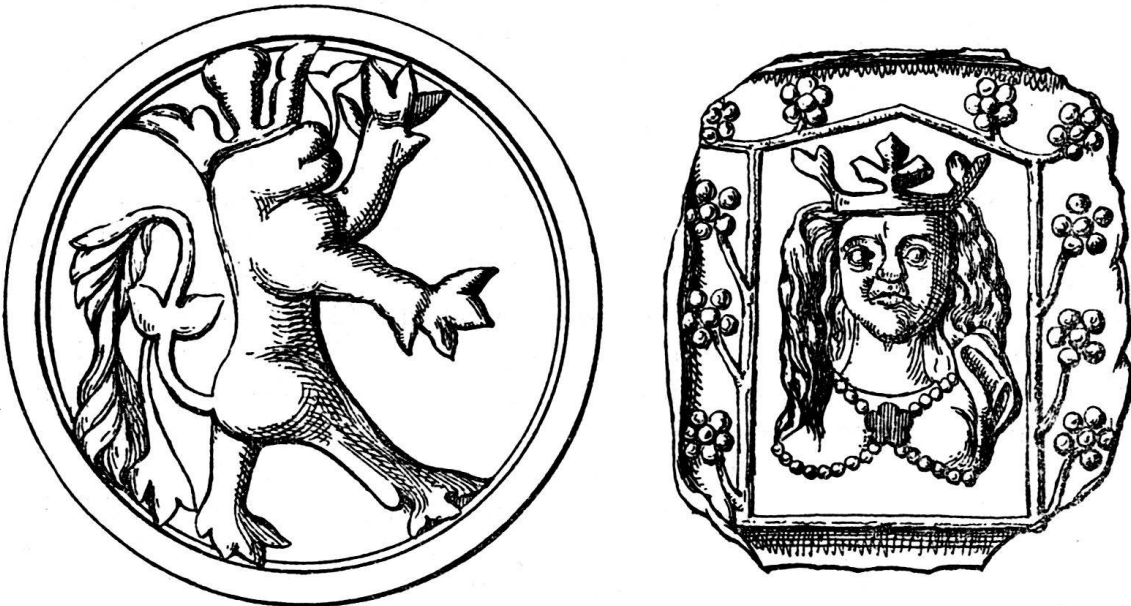
Nous lisons dans l'histoire des Gaules par Thierry, II, 43: Ce furent les Bituriges qui trouvèrent les procédés de l'étamage; les Eduens, Haedui, ceux du placage. Les premiers appliquèrent à chaud l'étain sur le cuivre avec une telle habileté, qu'à peine pouvait-on distinguer de l'argent les vases qui avaient subi cette préparation; ensuite les anciens d'Alesia incorporèrent l'argent lui-même au cuivre, pour en orner les mors et les harnais des chevaux. Des chars entiers étaient fabriqués ainsi en cuivre ciselé et plaqué.

Deinde et argentum incoquere simili modo coepere, equorum maxime ornamentis, jumentorumque jugis, in Alesia oppido etc. Pline XXXIV. 17.

AUGUSTE CASPARI.

138.

Ofenkacheln von Luzern.



In einem 2 Millimeter vertieften Kreise, von 12 Millimeter Durchmesser, einer tiefbraunen, runden Ofenkachel, von sehr grobkörniger poröser Glasur schreitet ein gekrönter, etwas unförmlich bärenartiger, durch Stachelzunge und zweitheiligen Riesenwadel mit Knopf und gewaltigen Branken heraldisirter Löwe zum Kampfe.

Dieses Bild, das sich schon durch Mangel von Auge und Ohr als Produkt eines sehr primitiven Hafners kundgibt, ist stark erhaben.

Es ist diese im Brennofen stark verkrümmte Ofenkachel, wie einige andere mit ihr in Luzern, an sumpfigem Seegestade, wo vor 30 Jahren noch eine Töpferei gewesen, gefunden worden; sicher waren alle diese Ofenkacheln nie im Gebrauche, sondern wurden als gefehlte Stücke von ihrem Verfertiger weggeworfen und sind daher hier gemacht. Das Löwen-Bild ist genau, nur sollte es mehr aufrecht stehen. Eine hellbraune Kachel, viereckig, 13 Millimeter hoch und breit, zeigt wie bessere Glasur auch kunstreichere Arbeit, das Brustbild eines in reichen Locken und Schmuck prangenden Königs; (?) eine andere viereckige, von gleicher Grösse, (im Costüm des XIV. Jahrhunderts) den Samson mit dem Löwen; eine dritte einen Reuter mit dem Falken auf der rechten Faust; eine vierte grössere einen rennenden Hirschen und das Fragment einer fünften Heilige in gothischen Bogen.

Die kleinern Kacheln, König und Samson darstellend, zeigen nicht blos mehr technische Fertigkeit, sondern auch Kunstsinn und sind sicher von einer andern Hand. Ohne Zweifel sind alle diese Ofenkacheln mit braunem Schmelze, denen sich auch eine viereckige mit rein gothischen Verzierungen, sogenannten Fischblasen, in der Sammlung des örtlichen Vereins anschliesst, weit älter, als die sehr kunstreichen, mit vielen, meist biblischen Figuren geschmückten Ofenkacheln mit grüner Glasur, die einst den Ofen auf der Metzgerzunft in Luzern bildeten, von dem die Sage berichtet, dass diesem Ofen die (angebliche) Mordnacht verrathen wurde. Diese Kacheln waren circa 30 Millimeter hoch und noch etwas breiter, also grösser, als unsere jetzt gebräuchlichen Kacheln; offenbar um der plastischen Kunst, welche damals auch bei uns blühte, ein weiteres Feld zu gewähren. Die Bilder weisen auf die Reformationszeit hin, in der in Luzern Wissenschaft und Kunst weit mehr, als heute, grünte. Die braunen Kacheln, vorab die runden, sind, unserer Ansicht nach, in die Zeit zurückzusetzen, in der die Heraldik bei uns im Volke sich Bahn brach. Luzern 1291 an Habsburg durch Kauf übergegangen, erhielt von König Albrecht und seinen Söhnen grosse Gnaden und Begünstigungen die es, besonders in der Zeit, als Herzog Lüpold, der Hektor des Aargau, im Kampfe gegen Ludwig den Bayer sich einen europäischen Ruf erwarb, mit grosser Treue und Anhänglichkeit erwiederte. Selbst gegen seine lieben Nachbarn am See der Waldstätte machte Luzern, das am Morgarten nicht mit Zürich gefochten, dennoch, wenn auch ungern, die Fehde seines Königs gegen die Waldstätte mit. Bis zum Tode Herzog Lüpolds I. von Oesterreich ging Luzern mit aller Lust und Liebe einer Parteigängerin die Reisen des Hauses Habsburg-Oesterreich mitmachen, und selbst als man hoffte, Herzog Otto, ein jüngerer Bruder des sel. Lüpolds, werde in dessen Fussstapfen treten, sehen wir mit viel andern Kriegern, z. B. den St. Fridolins-Leuten aus Glarus, auch die Mannschaft Luzerns mit Herzog Otto vor Kolmar, wo die Tapfern der obern Lande, wie früher unter Herzog Lüpold, die Feinde zu jagen hofften. Anstatt einer Schlacht sahen diese alten Parteigänger des Hauses Habsburg unter Otto eine Abmachung mit Ludwig dem Bayer, den die treuen Aargauer seit langen Jahren als Widersacher ihres aargauischen Königshauses bekämpft hatten. Diese fürstliche Krämerpolitik Otto's zerriss alle Bande der Treuen.

Zwanzig Jahre lang, von 1310 bis 1330, belebte der ehrenfeste Kampf des Hauses Habsburg gegen den gebannten Ludwig von Bayern die Bürger Luzerns durch alle Schichten mit einem solchen Eifer, dass die sogenannten gut gesinnten Bürger sich durch einen rothen und einen weissen Aermel als Parteigänger der Herzoge von Oesterreich auszeichneten.

Conrad von Ammenhusen's Uebersetzung des Schachzabelspiels, das Jacob de Cesalis, ein Predigermönch aus Genua (Muratori antiq. Ital. V, 279), zur Zeit Bonifacius VIII. gedichtet, sagt in dem Cap. „von Snidern“, denen er vorhält, dass sie Tuch sich ersparen:

„Aber nu der nüwe sitte
Ist darzu unmassen gut
Er schrot ein gossac in ein vas
Bis im ein ermel wirt dar zu
Es si spat oder fruo
Si kunnen sich wol berichern damitte.“

„Hans zum Bach maler burger ze lucern“, der meinen Codex abschrieb und mit Figuren malte, bringt bei der Figur des siebenten Venden einen Torwart mit zweifarbigen Aermeln. Wir kennen also Zeit und Ort des Ursprungs unserer Rothärmel.

In obgemelter Zeit, als in Luzern die sogenannte Erbarkeit für Friedrich den Schönen und seinen Bruder Herzog Lüpold I. von Oesterreich schwärmte, möchte man wol für die Oefen der Rothärmel Luzerns das Bild des Habsburger-Löwen und des Königs Friedrich, mit Rosen umgeben, in Pressformen für Kacheln geschnitten haben.

Sind auch die Bilder bei Weitem nicht so kunstreich, wie die der Nürnberger-Oefen aus der sogenannten Renaissance-Zeit, deren Lübke erwähnt, so sind sie doch zwei Jahrhunderte älter und meiner Ansicht nach historisch.

Dr. H. v. LIEBENAU.

139.

Ein Sigil aus Tessin.

Als die Sammlung der Sigille unserer Cantone und Städte der Eidgenossenschaft herauskam, dankte wol jeder Freund der Geschichte und Wappenkunde dem Herrn Verfasser für seine fleissige und im Ganzen wolgelungene Arbeit.

Es zeigen jedoch die einzelnen Cantonshefte grosse Verschiedenheiten, welche ich Spiegelbilder des Culturzustandes historischer Kenntnisse der einzelnen Pagi oder Gaue nennen möchte.

Heraldica ist Clios jüngstes zartestes Kind; wo ihre Mutter keine Verehrer gefunden, müsste man das Töchterlein umsonst suchen.

Wer das Heft ansieht, welches uns die Sigille Tessins darstellen sollte, wird obige Redensart verstehen.

Wenn wir absehen von den einstigen Besitzungen unserer Altvordern im Westen Tessins, dem Tosathale, und blos den heutigen Canton Tessin im Auge behalten, so gehört solcher sowol seinem Flächeninhalte nach zu den grössern Cantonen, als



auch zu denjenigen, die aus zahlreichen Communen zusammengewachsen sind, deren einige, als alte karolingische Herrenhöfe, Jahrhunderte lang ihre Dingtage, oder Thalgemeinden (wie im nachbarlichen Reussthal) selbst auskündeten und ihre Gemeindebeschlüsse mit ihrem Thalsigille bekräftigten. Solche nach eigenem Hofrechte lebenden Communen finden wir nur da, wo Königs-Höfe von Meroweern oder Karolingern an geistliche Corporationen oder Personen vergabt wurden, die ihren Grundholden die alten Communalfreiheiten, Hofrechte ungeschmälert liesen, ohne, wie es bei Laien so oft vorkam, die Vogtei zu einer Landeshoheit zu erweitern; so in Ure und Ursaron.

Ein 7 Stunden langes solches Bergthal, vom Kamme der Alpen und den Quellen des Tessin herab bis zur Vereinigung dieses Flusses mit dem Blenio, ist die Leventina, das sogenannte Livellenthal, das lange Zeit seine Landsgemeinden zu Faido hielt und heute noch die grösste Almende unter allen unsern Gemeinwesen aufzuweisen hat.

Diese früher selbständige Commune führte eines der schönsten Sigille unserer Eidgenossenschaft, welches in obgenannter Sammlung, wie manch anderes aus Tessin, mangelt.

Das Sigelbild der Gemeinde Leventina zeigt den heiligen Ambrosius, Erzbischof von Mailand, sitzend. Der Padrone Mailands und dessen Gotteshaus haben jedenfalls lange Zeit als Grundherren dieses sieben Stunden langen Thales florirt, es war daher das Sigelbild gut gewählt.

Man würde jedoch irren, wenn man glaubte, das ganze Thal von Airolo bis Abiasca sammt allen Gütern sei im dominio utile der Cardinal-Priester oder Domherrn der St. Ambrosienkirche gewesen. Die geringe Grundsteuer, welche nach Mailand floss, bezeugt eine sehr frühe Vergabung, die später erst in Schrift verfasst wurde.

Das Gemeinde-Sigil war wohl ein Geschenk des Erzbischofs Johannes Visconti, welcher nebst dem Regimente über die reichste Kirche Italiens auch weltlicher Herr über Mailand und einen Theil der Lombardei geworden und unter allen Visconti der beste Landesherr gewesen.

Dieses Sigil hängt nicht nur am Schwurbriefe des Thals Liventina vom 19. August 1403, durch welchen sich diese Landschaft an Ure und Obwalden freiwillig „in ir gewalt vnd schirn vf geben haben“; es wurde auch viel später noch

gebraucht, z. B. 1456, 3. Juli in Zornicho: als die unter sich in Zwist gerathenen Grafen von Sax Heinrich, Albrecht und Anton sich durch vier Urner, an deren Spitze der Altamann Vres Her Heinrich Arnold stand, vereinbaren liessen. Archiv Ure, Nr. 117.

Dr. H. v. LIEBENAU.

140.

Römische Inschrift, entdeckt zu Königsfelden (Aargau).

Letzter Tage wurde zu Königsfelden bei Brugg bei der Herstellung des Gartens und der Anlagen für die neue Irrenanstalt ein Fragment einer römischen Inschrift auf einer etwa zwei Zoll dicken Tafel aus gelblichem Juramarmor entdeckt, aus welchem hervorgeht, dass unter den öffentlichen Gebäuden Vindonissa's, des Hauptwaffenplatzes der Römer in Ober-Germanien, ein Tempel des Jupiter sich befand. Derselbe muss bald nach der Gründung der römischen Niederlassung erbaut und kurze Zeit nachher wahrscheinlich durch Feuer zerstört worden sein. Die Wiederherstellung fand, wie aus der Form der Schriftzüge hervorzugehen scheint, noch im ersten Jahrhundert statt und zwar durch freiwillige Leistung eines Asclepiades und eines Ungenannten, zweier Haussclaven der kaiserlichen Familie, die an diesem Orte das Amt von Dispensatoren bekleideten und als Kriegscassiere oder Steuerbeamte functionirten. Es war diess, wie die Inschrift aussagt, eine Gunstbezeugung an die Bürger von Vindonissa. Diese und andere Inschriften ähnlichen Inhalts zeigen, auf welche Weise die Römer sich die Ergebenheit der Eingebornen in den neu erworbenen Ländern zu verschaffen bemüht waren.

NHONO
IOVIS · TEMPL
CONS
ASCLEPIADES · I
VERNAE · DISP
VICANIS · VIND
DESVO · RE

Dr. F. KELLER.

141.

Lettre de Monsieur Morel-Fatio, conservateur du musée de Lausanne.

On vient de faire une intéressante découverte numismatique à Moudon (Vaud).

Des ouvriers travaillant dans une cave ont trouvé une marmite de bronze pleine, aux deux tiers, de monnaies fortement oxydées et que chacun s'est malheureusement empressé de se partager.

Sur l'avis qui m'a été donné de cette découverte, je me suis rendu à Moudon où le propriétaire du trésor m'a immédiatement remis ce vase de bronze et environ deux cents monnaies qui s'y trouvaient encore.

Plusieurs personnes de la ville ont généreusement suivi cet exemple et je suis revenu possesseur de 272 pièces de billon appartenant en grande partie à la Savoie, au Milanais, à Gènes, au Montferrat et au Tyrol. 89 pièces émanent de l'évêché de Lausanne. Celles-ci sont d'un haut intérêt pour notre collection nationale; je me bornerai à citer leur obole de Julien de la Rovère, l'évêque, si contesté par les Lausannois et enfin reconnu par ceux-ci en 1473 et 1474.

L'ensemble de cette curieuse trouvaille se compose, à quatre ou cinq monnaies près, de pièces émises entre les années 1460 et 1475 et l'on peut aisément supposer que l'enfouissement a du avoir lieu en 1476, alors que les Suisses, vainqueurs à Morat, se présentèrent devant Moudon pour ravager et détruire cette ville dont le seigneur Jacques de Savoie, comte de Romont, avait combattu contre eux dans la guerre de Bourgogne.

A. MOREL FATIO.

Les monnaies suisses que j'oubliais d'indiquer sont peu nombreuses, elles se composent uniquement de 40 Fünfer, appartenant à Soleure, Berne et Fribourg. Ces pièces, sans date, sont — on le sait — du moins pour Berne, antérieures à 1480.

Le 20 Août 1872.

142.

Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler.

III.

V. Canton Genf.

Genf. Arcade du Bourg-de-four oder Porte du Château. Album de la Suisse romande. Vol. I. 3^{me} livr., 1843, mit Ansicht. Blavignac, archit. sacr., p. 23. und Atlas Pl. II. fig. 5. Galiffe, Genève hist. et archéol. p. 101. Mém. et Doc. de Genève. IV. 305 u. ff. V. 93. ff. — Ehemaliges vor wenigen Jahrzehnten zerstörtes Stadthor. Aus einer über dem äussern Bogen angebrachten und von Ed. Mallet (Mém. doc. Genève. V. 305) interpretirten Inschrift (abg. bei Blav. Atl. Pl. XLI. fig. 1.) geht hervor, dass das Thor nebst der anstossenden Ringmauer von König Gundobald († 515) errichtet wurde. Viereckiger Quaderbau mit 2 rundbogigen Thoren von circa 10' Spannweite und 15' Höhe. Der Hochbau scheint in Form einer flachen Terrasse abgeschlossen zu haben, zu welcher man auf einer an der Nordseite angebrachten Treppe gelangte. Gegenüber an der Südseite will Blavignac die Spuren eines Wachtlocales gesehen haben. Der ganze Bau war wie die anstossende Ringmauer eilfertig aus antiken und altchristlichen Werkstücken aufgeführt, darunter eine barbarische Nachbildung des Eierstabes und des zweitheiligen Architraves, die als Kämpfergesimse der Thürbogen diente.

Kathedrale St.-Pierre-ès-liens. Aufnahmen: Grundrisse und Details bei Blavignac, hist. de l'archit. sacrée du IV. au X. siècle, dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion, 1853; im Atlas und Anhang des Textes. Schriftliche Quellen: Abrégé de l'hist. de Genève. Neuchâtel 1798. 8°. Album de la Suisse romande, Vol. I. 1843. S. 177 u. ff. II. 1844. S. 177. IV. 1846. S. 49. von Ed. Mallet (die Aufsätze in I und IV auch im Separatabdruck). Archinard, les édif. relig. de la vieille Genève 1864. Baulacre, œuvres hist. et litt. Volume I. 1857. Beschreibung der Kathedrale, die im vorigen Jahrhundert bei Anlass der Restauration für den Rath der 200 verfasst wurde (Mém. et doc. de Genève IV. S. 34). Besson, Mémoire pour l'hist. eccl. des diocèses de Genève, Tarantaise, Aoste et Maurienne. Nancy 1759. Biblioth. Universelle, 1835, Aufsatz von Mallet. Etudes paléographiques et historiques sur le papyrus du VI. siècle en partie inédits, renfermant les homilies de S. Avit, v. A. Delisle, A. Rilliet und H. Bordier. Genf

und Basel 1866. (Abgedr. in Mém. u. doc. de Genève, Vol. XV und XVI.) Galiffe, Genève hist. et archéol. 1869. Grillet, dictionnaire du Mont-Blanc et du Léman. Journal ancien de Genève 21. Nov. 1789, 27. Febr. 1790 und Jan.—Juni 1791, Recherches sur l'égl. de S.-P. von Senebier (Reprod. Autogr. in 4^o) und von Picot. Journal Hélvétique, 1745. p. 153, 405. 1750, p. 9. 150. 516. 520 u. ff., 1752, p. 365 u. ff. (Die Aufsätze von Baulacre abgedr. in dessen œuvres I, 216 u. ff.) Henri Mallet, Descr. de Genève 1807, p. 33. Mémoires et documents publiés par la Société d'hist. et d'archéol. de Genève (citirt als M. D. G.) Vol. IV. 1845. S. 17—68. Rigaud, Recueil de renseignements sur la culture des beaux-arts à Genève. p. 101—122. Blavignac, descr. de l'égl. de S.-P. de Genève. Vol. VI. S. 95—152. Blavignac, notes hist. sur l'égl. de S.-P. Vol. VIII. S. 1. u. ff. Blavignac, notices sur les fouilles pratiquées en 1850 dans l'égl. de S.-P. Picot, Hist. de G. Pictet de Sergy, Genève, origine et développement de cette république. Genève 1843—45. Senebier, Essai sur Genève, édité par les soins de la Soc. d'hist. et d'arch. de G. und Hist. littéraire de G. Régeste Genevois, ou Répertoire chronologique et analytique des documents imprimés relatifs à l'hist. de la ville et du diocèse de G. avant l'année 1312, publ. par la Société d'hist. et d'arch. de G., Gen. 1866. Spon, Hist. de la ville et de l'Estat de G., Edit. in 8^o 1682, in 4^o 1730.

I. Aeltere Anlagen. Dass auf der Stelle des gegenwärtigen Gebäudes schon heidnische Monumente, vielleicht Cultusstätten existirten, beweisen die zahlreich in und neben der Kathedrale ausgegrabenen römischen Architekturfragmente.¹⁾ Alte Chroniken berichten von einem Apollotempel, der unter Bischof Eleutherius († ca. 334) zur Kirche umgewandelt worden sei.²⁾ Zu Anfang des VI. Jahrhunderts soll Erzbischof Avitus von Vienne (circa 460—525) einen Neubau, der wahrscheinlich in einem Kriege zwischen Burgundern und Franken zerstörten Kathedrale geweiht haben. Baulacre setzt diese Weihe zwischen das Jahr 500 und 516 und schreibt den Neubau dem von Avitus zum Orthodoxismus bekehrten König Sigismund zu³⁾. In der That führt eines der in Paris aufbewahrten Fragmente der Homilien des hl. Avitus den Titel: „Dicta in dedicatione Basilicæ Genova quam hostis incenderat.“⁴⁾ Ein zweites in baugeschichtlicher Beziehung sehr interessantes Bruchstück⁵⁾ enthält den Schluss einer Predigt. Dieselbe bezieht sich ebenfalls auf die Weihe einer Kirche, die mit Benutzung einer älteren Anlage erbaut und wie diese dem h. Petrus geweiht ward. Baulacre (I. 231), Rigaud und Blavignac⁶⁾ betrachteten dieses Fragment als mit dem Ersten zusammengehörig. Indessen beruht schon die Identität der im Titel erwähnten „Basilica“ mit der Kathedrale auf einer blossen Vermuthung, und ist überdiess die Zusammengehörigkeit der beiden Fragmente eine sehr unwahrscheinliche⁷⁾.

Ein zweiter Neubau der mittlerweile in Verfall gerathenen Kathedrale wird König Guntram zu Ende des VI. Jahrhunderts zugeschrieben⁸⁾. Indessen hat schon Baulacre⁹⁾ die Aechtheit dieser Nachricht bezweifelt, indem er auf die höchst zweideutige Quelle derselben bei Lazius, „de aliquot gentium migrationibus“ hinwies, wo sich auf S. 773 (Ed. Basileæ 1572) die ganz unverbürgte Nachricht findet: „Guntramus . . . a novo constituit duas episcopales cathedras, Gebennensem et Maurianensem.“

Nicht viel besser steht es mit der Nachricht über einen dritten Neubau in der Grenzscheide des X. und XI. Jahrhunderts. Mit Bestimmtheit berichten ältere Localforscher¹⁰⁾, dass Conrad der Friedfertige die Guntram'sche Kirche abbrechen und einen Neubau beginnen liess, der von Rudolf III. fortgesetzt, unter Bischof Hugo durch die Unterstützung Kaiser Otto's III. und seiner Grossmutter Adelheid gefördert und schliesslich durch Conrad den Salier vollendet worden sei, der dann die Façade mit seinem Standbilde und dem Reichsadler schmücken liess. Auch diese Unternehmung ist schwer zu verbürgen, da die Nachricht von einer kaiserlichen Unterstützung, welche Bischof Hugo

¹⁾ Galiffe, S. 494 u. ff. M. D. G. IV, 24. V, 88 u. ff. VIII, 2 u. ff.

²⁾ M. D. G. IV, 26. VI, 97 u. ff. Besson, p. 4. Journal hélv. Juni 1750, p. 511.

³⁾ I, 233 u. 269.

⁴⁾ Etudes, S. 74, abgedr. S. 25. Nr. I.

⁵⁾ a. a. O. 29. Nr. III.

⁶⁾ M. D. G. IV, 33. VI, 99.

⁷⁾ Etudes, S. 21 u. 79.

⁸⁾ Spon, in 4^o, ad ann. 584 (Baul. I, 230). Picot, hist. de G., I, 25.

⁹⁾ I, 231. Ebenso Blavignac, arch., S. 42.

¹⁰⁾ Cf. die Citate M. D. G., VI, 401 u. ff.

seit 994 für den Cathedralbau zugewendet worden sein soll, allem Anscheine nach auf einem Missverständnis beruht¹¹⁾. Der einzige Gewährsmann ist wieder Lazius, der p. 776. l. c. die Abstammung einiger Glieder der letzten burgundischen Dynastie durch den Nachweis bestätigt: „ut ex literis foundationis Genevensis et Lausannensis ecclesiarum apparet“, ohne jedoch den Stifter zu nennen. Ein zweiter Conrad, dem Lazius a. a. O. die Fortsetzung der väterlichen Stiftung von Lausanne zuschreibt, hat nicht existirt, wie sich denn Lazius hier als eine sehr unlautere Quelle erweist. Endlich beruht auch die Nachricht von einem kaiserlichen Standbilde und dem Reichsadler, womit Conrad der Salier die Westfronte geschmückt haben soll, lediglich auf einer falschen Datirung der alten 1750 zerstörten Façade.

Dass allerdings ältere Anlagen schon vor der gegenwärtigen Kathedrale bestanden, beweisen die 1850 innerhalb derselben entdeckten Architekturfragmente¹²⁾. Man fand hier das Stück einer Tufsteinmauer, deren Füllung aus Mörtelguss bestand und mit hohlen Amphoren versetzt war. Die eine Seite der Mauer war mit rothem Bewurf versehen, der, reliefartig behandelt, ein Gitter darstellte¹³⁾. Es ist sehr wahrscheinlich, dass eine solche Decoration nicht als Basis eines Steinbaues gewählt worden sei, sondern dass der Hochbau aus Holz bestanden habe. — Ausserdem entdeckte man innerhalb der Vierung der Kathedrale die Fundamente eines kreisrunden Gebäudes, muthmaasslich eines Baptisteriums. Der wohl erhaltene Quadersockel zeigt eine der attischen verwandte Gliederung. Andere Details bestehen aus attisirenden Gesimsen, theils glatten, theils mit romanisirendem Blattwerk geschmückten Schrägen, endlich wurden mehrere Alabasterfriese gefunden, die mit Band-Ornamenten mäanderartig, oder in Form von Flechtwerk geschmückt sind und Spuren von Bemalung zeigten. (Pl. V. 4—7. 11. 12. 14. 15.)

Stylistisch verschieden von diesen Fragmenten, die sehr wohl einem Bau des VI. Jahrhunderts angehören können, sind die in einer höhern Schichte ausgegrabenen Bruchstücke. (Blav. Pl. V. Galiffe, S. 197 u. ff.) Gesimse und 2 Capitäle. Die Ersteren mit romanischen Blattornamenten, die Letzteren mit Kampfszenen und deutlichen Spuren polychromer Bemalung, endlich das Stück eines Pfeilers mit attischer Basis und canellirtem Schafte.

II. Die Baugeschichte der gegenwärtigen Kathedrale lässt sich nach den vorhandenen Documenten seit dem Jahre 1191 verfolgen. Eine vom April des Jahres datirte Urkunde gedenkt zum ersten Mal eines Opus Gebennense¹⁴⁾. 1208 erlassen Bischof Bernhard III. und sein Capitel gewisse Einkünfte zu Gunsten des Dombaues, bis derselbe vollendet wäre (*operi eccl. B. Petri Gebennensis quousque ipsum opus consummatum sit*)¹⁵⁾. Diese Vergabung wurde bestätigt 1217 durch den Bischof Aimon von Genf¹⁶⁾ und 1221 durch den apostolischen Legaten Conrad¹⁷⁾. 1232, Oct. 14. erlässt Pabst Gregor IX. einen Brief an den Bischof Aimon von Genf. Der Pabst befiehlt, dass der Bischof die in Folge eines Streites mit dem Capitel eigenmächtig von ihm zurückgezogenen Indulgenzen zu Gunsten des Cathedralbaues „*que magno et sumptuoso construitur edificio*“ aufs Neue verkündige, damit die bereits eingetretene Gefahr für den bestehenden Bau abgewendet werde¹⁸⁾. 1277, Juni Vergabung für den Nicolaus-Altar in der Kathedrale¹⁹⁾, die 1289 von den aufständischen Bürgern in eine Festung verwandelt wurde²⁰⁾. Noch schlimmere Ereignisse erfolgten im Jahre 1291, als der Graf Amadeus von Genevois, um sich der Stadt zu bemächtigen, am 17. August einen Theil der Cité in Brand stecken liess, „*ex cuius incendio ignis prosiliens in ipsam cathedralem Ecclesiam S. Petri quendam partem ligneorum edificiorum destruxit.*“ Am folgenden Tag erneuerte der Graf, unterstützt durch den Dauphin, Humbert de Viennois, den Angriff, wobei er die Kathedrale durch Balisten bewerfen liess, „*nam idem Comes Gebenn. in dicto castro suo . . . machinam ingentem*

¹¹⁾ Baulacre, I, 243.

¹²⁾ Blavignac, arch., S. 26 u. 41 und dessen Referat in M. D. G. VIII, S. 4 u. ff. mit Taf. I—III (wiederholt in Blavignac's Atlas).

¹³⁾ Blav. Atl. T. V, Fig. 4 u. ff. T. I, F. 2 ein ähnliches Fragment aus den Trümmern der Gundobald'schen Stadtmauer.

¹⁴⁾ M. D. G. II. part. 2, pag. 45. Reg. Gen. Nr. 454.

¹⁵⁾ M. D. G. II, 2, p. 47. Reg. Gen. Nr. 509.

¹⁶⁾ Reg. Gen. Nr. 564.

¹⁷⁾ Reg. Gen. Nr. 588.

¹⁸⁾ Die Urk., abgedr. in M. D. G. XVI, p. 473, ein Auszug in Reg. Gen. Nr. 655 bis. auf S. 435.

¹⁹⁾ Reg. Gen. Nr. 4445.

²⁰⁾ M. D. G. VI, S. 402.

fecit erigi, ex quâ et per quam plures grossos lapides jactari fecit in ipsam dominam et spiritualem matrem suam Eccl. S.-P., ex quorum jactu superiora edificia dicte Ecclesie pro magna parte lesa fuerunt graviter et destructa²¹⁾." Diese Katastrophen erklären die bald darauf stattgehabten Arbeiten in der Kathedrale. 1295 liess Bischof Martin das Innere pflastern²²⁾ und wandte dem Bau einen Theil seiner Einkünfte zu²³⁾. Andere, wie es scheint dringliche, Arbeiten wurden im Jahre 1300 vorgenommen²⁴⁾. 1309 wird zum ersten Male des *Kreuzganges* gedacht²⁵⁾. 1334 grosser Brand, der den Kreuzgang und einen beträchtlichen Theil der Kirche beschädigte²⁶⁾. 1349 am 18. April wiederholte sich diese Katastrophe²⁷⁾. 1350 steuerte der Cardinal Denzi (sic ?) 1000 Goldgulden zur Wiederherstellung der Kathedrale, allein diese Summe erwies sich als ungenügend. Man wandte sich an Pabst Clemens VII., der 1393 und 1399 (?) grosse Summen zu Wiederherstellung steuerte, ebenso verlängerte Benedict XIII. im Jahre 1409 die von seinem Vorgänger gewährten Zuschüsse²⁸⁾. 1406 Stiftung der *Capelle Notre-Dame-des-Macchabées* an der Südseite der Kathedrale durch den Cardinalbischof Jean de Brogni²⁹⁾. 1423 und 1426 Vergabungen für den Domschatz³⁰⁾. 1430, 21. April grosse Feuersbrunst, die einen Theil der Stadt zerstörte und die Kathedrale stark beschädigte³¹⁾. Da das Stift die Mittel zur Wiederherstellung nicht besass, wandte man sich an Pabst Felix V., der 1441 d. d. März 14. eine Bulle zu Gunsten des Dombaues erliess³²⁾. Andere Bullen in gleicher Absicht erfolgten 1505 und 1525³³⁾, aber erst im Jahre 1530 waren die Arbeiten vollendet³⁴⁾. Der Umfang des Schadens wird von Baulacre und von Blavignac verschieden angegeben. Ersterer spricht nur von dem nachträglich (1441) erfolgten Einsturz einer nördl. Mauer, wodurch der anstossende Kreuzgang zertrümmert worden sei³⁵⁾. Blavignac dagegen meldet 1) die Zerstörung der Mariencapelle, deren Gewölbe 1488 oder 1489 wieder hergestellt wurden³⁶⁾ und dehnt 2) die von Baulacre gegebene Nachricht auf den Einsturz des ganzen Mittelschiffes aus, in Folge dessen die Gewölbe desselben total erneuert und ebenso mehrere styllose Veränderungen in den Fenstern vorgenommen worden seien³⁷⁾. 1480 und 1498 Stiftungen von Glasgemälden im Chor³⁸⁾. 1510 Wiederherstellung des schadhaf gewordenen Süd-Thurmes durch eine neue Quaderverkleidung³⁹⁾. August 1535 Verzeichniss der zur Kathedrale gehörigen Kostbarkeiten und Paramente⁴⁰⁾. 1748 zeigten sich an der Westfäçade und den beiden anstossenden Jochen des Mittelschiffes eine Menge drohender Risse.

²¹⁾ Cf. über diese Ereignisse Wurstemberger, Peter II., Graf von Savoyen. III. Thl., S. 438 u. ff. Ebendasselbst Thl. IV, S. 500 u. ff. die wahrscheinlich bald nach 1291 datirte Urk.

²²⁾ Archinard, p. 260 (wahrscheinlich nach Senebier im Journ. de Genève, 27. Febr. 1790), wo diese Unternehmung fälschlich ins Jahr 1304 gesetzt wird.

²³⁾ M. D. G. VI, p. 402.

²⁴⁾ Reg. Gen., Nr. 4464 u. 4474.

²⁵⁾ Reg. Gen., Nr. 4634.

²⁶⁾ Blavignac in M. D. G. VI, S. 403 und Mallet in Album I, 478 (beide ohne Citate). Baulacre I, 272 will nichts von dieser Katastrophe wissen.

²⁷⁾ Baulacre I, 272, nach dem Obituarium von Genf.

²⁸⁾ Blavignac, M. D. G. VI, S. 403, ohne Citate. Mallet, Album I, 479.

²⁹⁾ Mallet, Album II, p. 477.

³⁰⁾ M. D. G. II, 232 u. ff. IV, p. 39.

³¹⁾ Die Hauptquelle ist der *Horloge de sapience* in der Bibl. publ. von Genf. Auch der damals in Genf anwesende Poggio spricht von diesem Ereignisse. Lib. de miseria conditionis humanæ. *Œuvres de Baulacre*, I, p. 250. Spon, ed. 1730, I, 404.

³²⁾ Baulacre I, 251. M. D. G. IV, p. 405.

³³⁾ Mallet, Album I, p. 479.

³⁴⁾ Blavignac, M. D. G. VI, p. 404.

³⁵⁾ Baulacre I, p. 254.

³⁶⁾ M. D. G. IV, p. 405.

³⁷⁾ M. D. G. VI, p. 404 u. ff. und arch. sacrée, p. 283. Blavignac, indem er die Erneuerung der Mittelschiffsgewölbe als eine styllose bezeichnet, scheint zu vermuthen, dass die ursprüngliche Bedeckung aus sechstheiligen Rippen- gewölben bestanden habe. Dass diese Anordnung in der That im ursprünglichen Plane lag, beweisen die Dienste, welche im östlichen Joche über den Archivolten zur Aufnahme der Hilfsrippe angebracht wurden, auch ist es wohl möglich, dass dieses System hier durchgeführt wurde. Sicher dagegen war diess in den folgenden Jochen gegen Westen hin schon nicht mehr der Fall, wie denn hier jegliche Andeutung dazu fehlt. Dass endlich die Erneuerung der Gewölbe — wenn überhaupt eine solche stattgefunden hat — mit aller Pietät durchgeführt worden ist, beweisen die Rippenprofile u. s. w., die genau den Formen des Uebergangsstyles nachgebildet sind.

³⁸⁾ M. D. G. IV, 39 u. ff.

³⁹⁾ *Hæc turris a fundamentis instaurata est ann. MVX.* Inschrift an der Basis des Thurms. M. D. G., IV, S. 406.

⁴⁰⁾ Abgedr. M. D. G. VI, p. 426 u. ff., andere Notizen IV, p. 38.

Eine im folgenden Jahre angeordnete Expertise entschied, dass es gefährlich sei, die Kirche noch zu benutzen. Man beschloss daher einen durchgreifenden Umbau der westlichen Theile, die Abtragung des der Façade zunächst befindlichen Jochs und den Neubau der Fronte, der 1756 nach den Plänen von Lullin, Calandrini und des Grafen Alfieri vollendet wurde⁴¹⁾.

Der Grundriss bildet ein lateinisches Kreuz mit sehr langgestrecktem Westarme. Die Gesamtlänge im Innern betrug vor dem Umbau der Façade 206', die Heutige (da bei jenem Anlass das westlichste Joch zur Hälfte abgetragen wurde) 187' ⁴²⁾. Fünf Pfeilerpaare in Abständen von circa M. 6,40 trennen das M. 7,65 breite Mittelschiff von den circa 3,30 breiten Seitenschiffen. Die Scheitelhöhe des Ersteren beträgt nach Blav. 63', diejenige der Seitenschiffe nach eigener Messung durchschnittlich M. 10,50, bei bloss M. 8,15 Scheitelhöhe der Quergurten. Die auffallende Schmalheit der Seitenschiffe bei fast quadrat. Gewölbejochen im Mittelschiffe erinnert (wie schon Schnaase, Geschichte der bild. Künste, V. 184 d. alten Aufl. bemerkte) an das System italienisch-gothischer Kirchen. Dieselbe Erscheinung ist übrigens auch an Notre-Dame-de-Valère bei Sitten und im Churer Dom zu beobachten. An das Langhaus schliesst sich ein M. 36,15 breites Querschiff, dessen Vierungsgewölbe nur unbedeutend höher ist als die Gewölbe des Mittelschiffes. Auf die Vierung folgt ein bloss M. 4,55 langes Gewölbejoch, worauf der Chor, in Form eines halben Zehnecks, etwas südlich von der Längsachse des Schiffes abweichend, schliesst, während die Querschiff-Flügel sich östlich gegen je zwei kurze rechtwinklige Capellen öffnen. Der Bau der Kathedrale scheint mit der westlichen Hälfte begonnen zu haben. Die Pfeiler bestehen aus einem quadratischen Kern. Jede Seite desselben ist mit einer rechtwinkligen Vorlage versehen, der sich beiderseits zwei schlanke $\frac{3}{4}$ -Säulen und eine $\frac{1}{2}$ -Säule in der Mitte anschliessen, zwischen denen die Ecken des Pfeilerkerns und der Vorlagen zum Vorschein kommen. Die weichlichen Basen auf hohen Postamenten sind mit Eckblättern von mannigfaltigster Form versehen (Blav. Pl. 66), sämtliche Capitäle mit Ausnahme derjenigen des östlichsten Pfeilerpaares zeigen einen streng romanischen Styl. Doch sind sie nicht, wie man nach Blav. (arch. p. 277 u. 311) vermuthen könnte, die Spolien eines ältern Baues, sondern eigens für die Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts beschafft worden. Theils sind es prächtige Blattcapitäle mit deutlichen Erinnerungen an die korinthische Ordnung, zuweilen mit Masken zur Aufnahme der Deckplatten (Blav. Pl. 67 u. ff.). Andere sind mit Löwen, Greifen, Sirenen und andern Thieren und Fabelwesen geschmückt, so erscheint 2 Mal die „Chimera“, noch häufiger sind biblische und legendarische Scenen: Melchisedech, das Opfer Abrahams in sehr launiger Auffassung (Bl. Pl. 70, 3), Simson mit dem Löwen, dann der „Werkmeister mit dem maillet de maitre“ wie Blavignac diese aus der Geschichte vom Drachen zu Babel, V, 32 u. ff., entnommene Darstellung Daniels und Habakuks auslegt! Von neutestamentarischen: Darstellungen die Enthauptung Johannis, die Marien am Grabe, Michael mit dem Drachen, der segnende Heiland u. s. w. — Die spitzbogigen Gewölbe über den Seitenschiffen, die einzigen des Langhauses, welche nach Blav., S. 283, den Unfall vom Jahre 1441 überdauert hätten, sind stark überhöht, ohne Schildbogen, die Form der Rippen ist im südl. und nördl. Seitenschiffe verschieden. Als Wanddienste fungiren Halbpfeiler mit $\frac{1}{2}$ - und $\frac{3}{4}$ -Säulen für Querg. und Diag. Die Fenster sind rundbogig mit Ecksäulen als Träger der Wulste, welche die Leibung begleiten (Blav. Pl. 71 bis). Gegen das Mittelschiff steigen die 3 auf die Querg. und Diag. bezüglichen Dienste ununterbrochen bis zu einer Höhe von M. 14,50 empor, während seitwärts M. 5,9 über dem Boden die M. 10,08 hohen spitzbog. Archivolten anheben. Die beiden ersten Archivolten von W. an sind einfach profilirt, die folgenden bei zunehmend reicherer Gliederung theils mit Blättern, theils schachbrettartig verziert. Darüber bildet ein Gurtgesimse das Auflager des Triforiums, das aus je 7 rundbog. Säulenarcaden innerhalb eines jeden Travées besteht. Es folgt hierauf ein zweites Gesimse, über welchem jeder Schildbogen eine Pyramidalgruppe von 5 Säulenarcaden enthält, die drei mittleren spitzbog. überhöht, die äussersten kleeblattförmig gebrochen. Dahinter wie beim Triforium ein M. 0,45 br, Laufgang, die Schlusswand von 3 Spitzbogenfenstern, das Grössere in der Mitte, durchbrochen. Das letzte Joch gegen W. war theilweise zweigeschossig zur Aufnahme eines Musikchores angelegt (M. D. G. IV, 110). Bis zum letzten Pfeilerpaare gegen O. scheint der Unterbau des Schiffes in einem Zuge fortgeführt worden zu sein. Von da an bemerkt man einen plötzlichen Unterschied im Styl der Details. Die Capitälsulpturen in Vierung und Chor sind von wahrhaft classischer

⁴¹⁾ Mallet, Album IV, p. 51 u. ff. M. D. G. VI, 115 u. ff.

⁴²⁾ Blavignac, M. D. G. IV, 402 u. 407.

Vollendung im reinsten Uebergangstyl. Unter den figürlichen Darstellungen erkennt man die Verkündigung, die Reise nach Emmaus, das Abendmal, Kirche und Synagoge, Orpheus etc. (M. D. G. IV, 113). Beide Q.-Sch.-Flügel bestehen aus 2 Gewölbejochen, über dem äussersten jedesmal ein Thurm, über der Vierung ein dritter (hölzerner) Thurm, ein vierter (Dachreiter) befand sich bis 1556 über dem W. Giebel. An der W. Seite des N. Q.-Schiff-Flügels ein zweigeschossiges Gefängniss „Carcer“ für geistliche Delinquenten, die durch ein gegen das Q.-Schiff gerichtetes Fenster den Gottesdienst anhören konnten (M. D. G. IV, 108). Die S. und N. Schlusswand im unteren Theile kahl, darüber in der Höhe des Triforiums eine rundbogige Blendgalerie auf Pfeilern. Im Schildbogen eine schöne Rosette, wovon die S. im XVI. Jahrhundert erneuert (M. D. G. IV, 114). Der Chor in 4 Geschossen gegliedert. Zu ebener Erde rundbogige Blenden auf canellirten Pilastern mit prächtigen Uebergangscapitälern, darüber hohe spitzbogige Fenster, in dem kurzen Joche gegen W. 2 spitzbogige Blenden auf Pilastern. Im dritten Geschosse ein rundbogiges Triforium von je 2 Arcaden, darüber, wo das Gewölbe fächerförmig anhebt, in jeder Polygonseite ein einziges Spitzbogenfenster. Die ganze Anordnung erinnert lebhaft an den 1174 begonnenen Chor der Kathedrale S. Jean zu Lyon, wo sich ebenfalls der Aufbau eines Thurmpaares über den vortretenden Q.-Schiff-Flügeln wiederholt.

Die grosse stylistische Verschiedenheit zwischen der O. und W. Hälfte des Gebäudes erklärt sich sehr wohl aus dem Inhalt jenes päpstlichen Briefes von 1232. Ohne Zweifel wurden nach dem Stillstande Chor und Q.-Schiff in einem Zuge ausgebaut, während das Langhaus bis dahin nicht über die Höhe der S.-Schiffe hinausgekommen war. Jetzt erst, nach Vollendung des O. Theils wurde langsam der Ausbau des Schiffes gefördert, und zwar so, dass man nunmehr von O. nach W. vorrückte. Den deutlichen Beleg dafür bieten die Rundbögen des Triforiums, die, je weiter nach W., um so mehr die allmähliche Ausbildung gothischer Profilierungen zeigen. Noch ausgesprochener sind die Unterschiede in den Gewölben. Allem Anschein nach trug man Bedenken, die grossen Joche des M.-Schiffes mit einfachen Kreuzgewölben zu bedecken. Man nahm seine Zuflucht zu einer Hilfsrippe, die quer über das M.-Schiff gelegt und zu beiden Seiten von einer vor der Mitte des Triforiums aufsteigenden Säule getragen werden sollte. Mittlerweile trat auch hier eine Aenderung ein, denn über der folgenden Archivolte, der zweiten gegen W., ist zwar noch die Console, aber schon nicht mehr die Dienstsäule vorhanden, welche über derselben hätte aufgeführt werden sollen. Die folgenden Joche entbehren auch der Console. Das Innere war ehemals polychromirt (M. D. G. IV, 38, 114. VIII, 13). 1643 wurden auf Befehl des Rathes sämmtliche Malereien übertüncht.

Das Aeussere ist schmucklos und verbaut. Der Chor mit schwachen Strebebögen begleitet, zwischen denen jede Polygonseite von 3 übereinander befindlichen Spitzbogenfenstern durchbrochen ist. Der Hochbau des N. Thurms ist noch der alte, dagegen sind die Strebbögen an der N. Langseite des Schiffes zopfig verunstaltet. Der schmuckvollste Theil des Aeussern war die 1749 zerstörte Westfaçade, ein stattlicher Uebergangsbau mit 3 Portalen, das Mittlere von weissem Marmor, darüber eine grosse Rosette, cf. M. D. G. IV. 35 u. ff. 110. Blav. arch. 280., mit Abbildung auf Taf. 35 des Textes u. Taf. 65, Fig. 1—3. d. Atlas. Baulacre I, 239 u. 273, wozu auf Pl. IX eine (mangelhafte) Abbildung des Portalgiebels. Andere Ansichten der Façade in den Stichen von François Diodati, 1675 u. Gardelle 1740 (M. D. G. IV, 35). Album de la Suisse romande, I zu p. 178. M. D. G. VI. Pl. I u. Nouveau messenger suisse, 1836. Galiffe, Genève, hist. et arch., p. 200. (R)

St-Gervais. Archinard. S. 169 u. ff. Blavignac, pag. 108 u. ff., 237 n. Taf. VIII des Textes, Fig. 2 u. 3 Grundriss und Schnitt der Krypta. Galiffe, Genève, hist. et arch. pag. 59 u. 77, mit Ansicht des Thurmes. — Die Kirche unbekanntes Alters, wahrscheinlich existirte dieselbe schon vor 926 (Galiffe p. 59 u. ff.). Der gegenwärtige Bau wahrscheinlich um 1435 errichtet. (Spon ed. 1682 Lyon. II. p. 395. Blavignac, p. 109.) Dagegen dürfte die (grösstentheils verschüttete) Krypta unter dem Chore der ursprünglichen Anlage angehören. Der noch vorhandene Theil besteht aus einer kleinen schmucklosen Kammer, die durch einen gabelförmigen Gang mit der Oberkirche in Verbindung steht. Die theils elliptischen, theils flachbogigen Wölbungen aus Backstein gemauert. An den Wänden Spuren von Malereien.

Ste-Marie-Madelaine. Blav. p. 198 u. 237. Archinard, p. 185 u. ff. Galiffe, p. 12 u. 205. Von der alten zum erstenmal im Jahre 1110 erwähnten und wiederholt (an. 1334, Archinard p. 187 und an. 1430, Spon ed. 1730. I. p. 105) durch Brand zerstörten Kirche existirt nur noch der spätromanische Thurm, ein quadratischer Unterbau mit rundbogigen Fenstern, darüber ein achteckiger

Aufsatz mit kleeblattförmigen Schallöchern, der ehemals mit einer steinernen Pyramide bekrönt war. Ueber die Kirche cf. die II. Abtheilung: gothische Monumente.

St-Victor (Ursus u. Vincentius) Archinard, 145 u. ff. Blavignac, p. 33. Galiffe, p. 94 u. 206. Lütolf, die Glaubensboten der Schweiz, Bd. I, p. 144, 151, 153, 168. Senebier, le faubourg et l'église de St-Victor, im Journal de Genève 1789, pag. 15 - 60. Zur Zeit des Bischofs Domitianus I. von Sedeleube, einer Nichte König Gundobalds, nach der einen Aussage auf der Stelle ihres Palastes, nach einer andern auf den Trümmern eines heidnischen Tempels erbaut (Fredegar, ca. anno 660, Chron. XXII. Duchesne I, 746. D. Bouquet, II, p. 421). Um das Jahr 1000 wurde die Kirche von der Kaiserin Adelheid aufs Neue dotirt und mit einem Cluniacenser-Priorate verbunden. „Locus sancti Victoris Genevensis, præter suam antiquam et nobilem ecclesiam ex toto etiam suo tempore constructus.“ Mabillon, acta S. S. O. S. B. Sæc. VI, I, p. 687. -- Im Jahre 1534 wurde die Kirche zerstört. Aus den im vorigen Jahrhundert wieder aufgegrabenen Resten ergab sich, dass dieselbe ein kreisrunder Centralbau war, in dessen Mitte der hl. Leichnam des Titularpatronen ruhte (Lütolf, S. 168).

VI. Canton Glarus.

Glarus. Alte Pfarrkirche. Der Sage nach vom hl. Fridolin erbaut. Weihe durch den Constanzer Bischof im Jahr 1026. Später wurde die Kirche durch wiederholte Feuersbrünste (anno 1299, 1337 u. 1477) zerstört (hist.-geogr.-statist. Gemälde der Schweiz. Glarus, S. 267 u. 615), und schliesslich nach dem Brande im Jahre 1861 durch einen Neubau ersetzt. Das Innere der Kirche soll „geschmacklos und schwerfällig“ gewesen sein (a. a. O.). Aus Abbildungen geht hervor, dass die Kirche eine dreischiff. Basilica mit polygonem Chore war. Das Aeussere romanisch gegliedert mit Pilastern, die bis zur Höhe der Seitenschiffe emporsteigend durch Rundbogenfriese verbunden waren. Der ebenfalls roman. Thurm an der N.-W. Ecke, ein quadrat. Bau aus Tufstein in 4 Geschossen mit Eckpilastern und Rundbogenfriesen gegliedert. Das obere Geschoss enthielt auf jeder Seite zwei rundbogige, auf einer mittleren Säule gekuppelte Schallfenster. (Nähere Aufschlüsse über das Innere der Kirche wären sehr erwünscht!)

S. Michaels Capelle auf der Burg. Thurm einfach romanisch. Die Kapelle 1762 erneuert. (a. a. O. S. 267).

Bücherschau des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

Les Monuments préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie. Album de photographies avec texte par *Paul Vionnet*. Lausanne, Imprimerie Georges Bridel. 1872.

Dieses prachtvoll ausgestattete Werk veranschaulicht in 35 sehr gelungenen photographirten Kleinfolio-Tafeln: Zwei Dolmen, fünfundzwanzig Schalensteine, einen Cromlech, drei Menhirs und einige andere megalithische Steine der Westschweiz und Savoyens. Der Text mit einer Reihe lithographirter Beigaben gibt eine kurze, aber klare und vollkommen ausreichende Beschreibung dieser merkwürdigen Monumente, die in getreuer Abbildung der Nachwelt erhalten zu haben, dem Verfasser zur Ehre gereicht.

ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

№ 4.

ZÜRICH.

OCTOBER 1872.

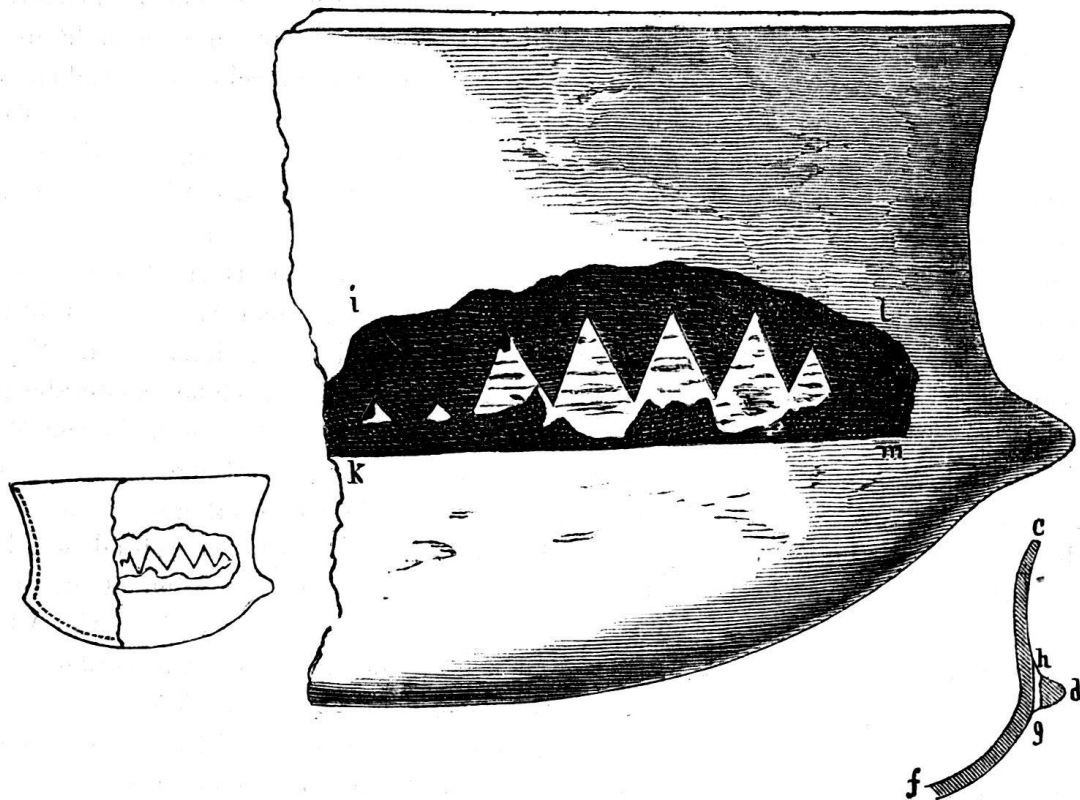
Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 20 Cts. franco für die Schweiz.

Man abonnirt bei den Postbüreaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direct bei der Verlagsbuchhandlung von J. Herzog in Zürich.

INHALT: 143. Eigenthümliche Verzierung eines Pfahlbautopfes, von Dr. Uhlmann. S. 375. — 144. Fundstücke aus Petinesca, von J. Amiet. S. 376. — 145. Inschrift aus Vindonissa, von Dr. F. Keller. S. 379. — 146. Fouilles à Yverdon, Lettre de M. L. Rochat. p. 379. — 147. Objets antiques, trouvés à Nyon, par Th. Wella u e p. 381. — 148. Fouilles à Avenches, par Aug. Caspari. p. 383. — 149. Découverte d'un tombeau romain à Avenches, par A. Caspari. p. 385. — 150. Agrafe burgonde, von de Bonstetten und Dr. F. Keller. S. 386. — 151. Die alamannischen Gräber in Seon, Ct. Aargau, von Urech. S. 388. — 152. Zur Statistik schweiz. Kunstdenkmäler, von Prof. R. Rahn. S. 395.

143.

Eigenthümliche Verzierung eines Pfahlbautopfes.



Im September des Jahres 1868 fand ich in der östlichen Pfahlbaute von Moosseedorf das nachstehend in natürlicher Grösse abgebildete Fragment eines Topfes, dessen ganze Form in verkleinertem Maassstabe ebenfalls dargestellt ist. Auf diesem Topfstücke ist die Stelle i k l m mit einer dünnen Schicht Asphalt überzogen, auf welcher Blättchen von Birkenrinde (*Cortex betulæ alb.*) aufgeklebt sind. Diese Blättchen von Pyramidenform, mit den Spitzen nach oben gekehrt, scheinen eine Nachahmung der auf den ältesten Thongeschirren so häufig vorkommenden Zickzackverzierung zu sein. Ohne Zweifel ist dieses Zackenornament aus Rinde der Vorgänger der auf schwarzen Pfahlbaugeschirren der Bronzezeit angebrachten Belegung mit Zinnblättchen, wie solche im See von Neuenburg und Murten in mehreren Exemplaren gefunden und im fünften und sechsten Bericht über Pfahlbauten (S. Mittheilungen Bd. XIV und XV) beschrieben worden sind. Auf der einen Seite des Gefässes c f (vielleicht auf vier gegenüberstehenden Punkten), ist ein Buckel d angebracht, welcher bei h g durchbohrt ist und zum Aufhängen der Schale gedient hat.

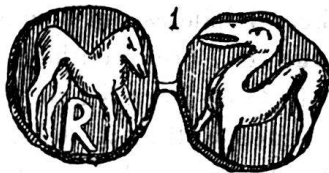
Dr. UHLMANN.

144.

Fundstücke aus Petinesca.


Die fortificatorischen Ueberreste der in dem Antoninischen Itinerarium und der Reisetafel des Theodosius als ungefähr in der Mitte zwischen Aventicum und Salodurum liegenden kelto-römischen Bergfestung am Jensberg, genannt Petinesca, sind von Albert Jahn sorgfältig beschrieben. Deren Ausläufer, die noch heute in terrassenförmigen Erdwerken vom Schanzkopf hinweg in die Aecker und Reben des „Studenberges“, des bekannten östlichen Abhanges des Jensberges, zu Tage treten, geben sich auch da und dort durch Gemäuerreste von ungemeiner Festigkeit und Dicke kund. Jahn bemerkt, dass von jenem Schanzkopfe zwei Wälle auslaufen, die neben einander in östlicher Richtung, parallel mit dem Südabhange des Berges, an einem dicht über dem südlichen Bergabhange nach dem Dorfe Studen hinabführenden Wege sich weit hinziehen und da enden, wo jener Weg als Hohlweg auf den östlichen Abhang des Jensberges oder den Studenberg hinabführt. Sowol der keltische Name Petinesca, als auch die auf der südöstlichen Höhe des Jensberges stehende sogenannte „Knebelburg“, ein mit breitem Graben und hohem Wall in einem Umkreis von 570 Schritten versehener Sandstein- und Erdhügel, auf welchem in vorrömischer und noch in römischer Zeit eine Warte (*Specula*) gestanden haben mochte, als endlich die wiederholt auf dem Boden von Petinesca gefundenen keltischen Alterthümer beweisen den keltischen Ursprung der spätern Römerstadt. Jahn erwähnt speziell zweier keltischer Münzen, die eine mit der Legende „ATEVLA-VLATOS“, die andere mit der Umschrift „SOLIM“, die dort gefunden worden seien. Die erste ist die früher lächerlicher Weise dem Attila zugeschriebene bekannte Caletenmünze mit der Victoriabüste und dem Pferd, die andere ist die Münze eines Biturigen-Häuptlings mit dem freispringenden Pferde auf der Rückseite.

Erst vor einigen Wochen wurde in der Nähe des erwähnten „hohlen Weges“ auf dem Studenberg eine höchst interessante gallische Potinmünze gefunden, die sich im Besitze des Sammlers, Herrn Eugen Schmid, Rentier in Diesbach, befindet.

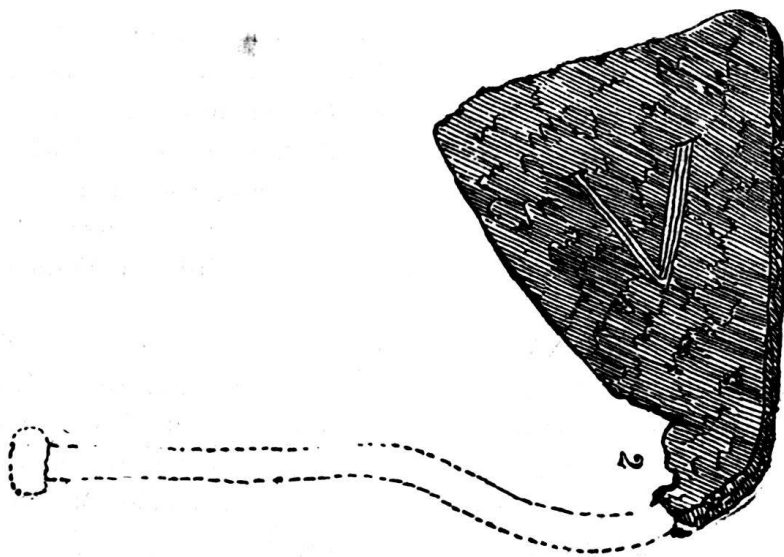


Die Vorderseite bringt ein freistehendes Pferd ziemlich barbarischer Zeichnung, unter dessen Bauche der Buchstabe R. Die Rückseite enthält ein phantastisches pferdeähnliches Thier mit Drachenkopf. Welcher gallischer Völkerschaft die Münze angehört, ist zweifelhaft. Das Pferd mit dem Drachenkopf kommt auch auf einer Münze vor, die Rollin & Fenardent (Catalogue d'une collection de médailles de la Gaule, Paris 1864, No. 190) den Pictonen zuschreiben, einem Volke des keltischen Galliens, welches das Land von Poitou (in den heutigen Departements de la Vendée, des Deux-Sèvres und de la Vienne) inne hatte. Dagegen weist das R unter dem Pferde auf eine gallische Völkerschaft hin, deren Name mit einem R begann, z. B. auf die **R**edonen, deren Wohnsitze den grössten Theil des Departements de l'Isle et Vilaine umfassten, und die, wie die Pictonen, zu jenen Völkerschaften gehörten, welche Cæsar „maritimi“ oder „aremorici“ nennt. Man kennt eine Redonenmünze, deren Rückseite ebenfalls ein phantastisches Pferd mit Menschenkopf darstellt (Rollin & Fenardent, catalogue des méd. des rois et des villes etc., No. 367). Auch an eine Münze der **R**emer, deren Hauptstadt Durocortorum, das heutige Reims war, könnte gedacht werden, deren Häuptling Venectos auf seinen Münzen ebenfalls ein solches Pferd darstellte (R. & F., No. 358), obgleich sonst die Remermünzen gewöhnlich einen Löwen im Revers enthalten. An eine Münze der **R**utener (Département de l'Aveyron) zu denken, sind keine oder weniger Gründe vorhanden, und Münzen der Rætier sind keine bekannt. Es soll uns nicht wundern, dass in Petinesca Münzen so entfernt wohnender gallischer Völkerschaften, wie Caleten, Biturigen, Redonen und Remer, gefunden wurden; weist doch Dr. H. Meyer in seiner Beschreibung der in der Schweiz gefundenen gallischen Münzen nach, dass von all den bei uns gefundenen gallischen Münzen nur selten eigentlich althelvetische vorkommen. Meyer führt auch die bekannte Remermünze mit den drei Köpfen und der Legende REMO auf, die auf dem grossen St. Bernhard gefunden wurde und in der dortigen Sammlung aufbewahrt wird, ein Beweis, wie umfassend der Handels- und Geldverkehr zwischen den verschiedenen gallischen Völkerschaften war.

Der römischen Zeit gehören nachfolgende, ebenfalls in Petinesca gefundenen Münzen, nämlich:

Eine Legionsmünze der XVII. Legion des Marcus Antonius, Triumvir ANT. AVG. III VIR R. P. C (Reipublicæ constituendæ) Kriegsschiff. Rev. LEG. XVII (Adler zwischen zwei Feldzeichen). Dieses Stück wurde 1871 im Riede auf dem Studenberg nahe beim „hohlen Weg“ gefunden und nahe an der Stelle, wo die erwähnte keltische Münze sich fand. In gleicher Nähe fanden sich auch Münzen von Augustus (mit der Ara Lugdunensis und dem Stempel , Roma), eine Consecrationsmünze

des Kaisers Vespasian in Grossbronze, mit dem Elephanten-Viergespann, eine Münze des Trajan (schreitende Victoria S. C. m. br.). Nachfolgende drei Stücke fand Herr E. Schmid bei einer Nachgrabung am 7. und 9. November 1870 zwischen den Fundamentmauern eines römischen Gebäudes auf dem sogen. Gumpboden am Studenberg. Das Gemach, 32' lang und 16' breit, enthielt eine Masse von Leistenziegelstücken. In einer Tiefe von 3—4' fand Herr Schmid ein Pflaster von kleinen Kieselsteinen mit einem darüber gegossenen Kalkguss, nebst Fragmenten von roth, schwarz und gelb bemalten Wandflächen. In diesem Raume lag eine Grossbronzemünze des Antoninus Pius (Rückseite Ceres mit Aehren), eine Bronzemünze der Lucilla (mit der stehenden Hilaritas) und eine Münze des Probus (mit ROMAE AETERNAE, Tempel, XXIV). Auf den Leistenziegeln fanden sich viele Fusseindrücke von Hunden und Schweinen. Das interessanteste Fundstück dieser Stelle ist jedoch ein römisches Votivbeilchen von Eisen, mit der Aufschrift V, was offenbar Votum heisst. Leider fehlt diesem Stücke der gewundene Stiel, der gewöhnlich bei solchen beilförmigen Votivtäfelchen vorkommt. Wir erinnern an die 1824 zu Allmendingen in den Fundamenten einer alten Opferstätte ausgegrabenen Votivopferbeilchen mit den Aufschriften „Jovi“, „Matribus“, „Matronis“, „Mercurio“, „Minerva“, „Neptuni“ (Alb. Jahn, der Canton Bern, S. 256; Mommsen, Inscript. helv. latin., Fol. 39), und an das im Juni 1857 zu Solothurn gefundene mit der Aufschrift „DECIM. M. F IOVI VOT.“, dessen Fund Einsender im „Anzeiger“ (Octoberheft No. 4 von 1857, S. 49) mitgetheilt hat. Die bisher gefundenen Votivopferbeilchen waren von Bronze, das Beilchen von Petinesca ist von Eisen. Es scheint schon früher an der gleichen Stelle ein ähnliches eisernes Votivbeilchen gefunden worden zu sein, denn Jahn in seiner citirten Schrift, S. 47, erwähnt eines kleinen 3“ 5“ langen eisernen Aextchens unter den dortigen Fundstücken, von dem er meint, es sei „vielleicht das Instrument eines Thierarztes zum Aderlassen gewesen, wenn es nicht vielmehr ein Abzeichen war“. Offenbar ist jenes Aextchen, das nun in der Berner Sammlung liegt, nichts anderes als ein Votivopferbeilchen, wie wir es gegenwärtig wieder vor uns haben.



Die Funde dieser zwei eisernen Motivbeilchen weisen uns auf das Vorhandensein einer helveto-römischen Opferstätte zu Petinesca auf dem sogen. Gumpboden hin.¹⁾
 Solothurn, im August 1872. J. AMIET, Advocat.

¹⁾ Seit obigen Funden hat Herr Schmid noch mehrere sehr schön erhaltene Grossbronzemünzen aus der ersten Zeit des Kaiserreichs an gleicher Stelle gefunden, welche wir später einmal erwähnen werden.

145.

Inscription aus Vindonissa.

Kürzlich ist beim Niederreißen der Umfassungsmauer des auf den Trümmern von Vindonissa erbauten Klosters Königsfelden nachstehendes Fragment einer den Schriftzügen nach zu urtheilen aus dem ersten Jahrhundert herkommenden Inschrift gefunden worden.



Dianæ Sacrum... Flaccius Fecit... S. Veteranus Legionis.

F. K.

146.

Fouilles à Yverdon.

Lettre de M. L. Rochat, bibliothécaire, à Yverdon.

Yverdon s'agrandit, sa population a doublé depuis vingt ans. L'emplacement de l'ancien Eburodunum, aux Jordils, cultivé en jardin depuis des siècles, se couvre de nouveau d'habitations, le terrain y est fouillé irrégulièrement mais cependant de manière à rendre quelques observations possibles.

Dans les recherches sur les antiquités d'Yverdon¹⁾ j'ai indiqué (page 19) la découverte de poteries très-grossières, semblables à celles des palafittes, qui gisaient dans le sable pur, non remanié, à 5 ou 6 pieds au dessous de la couche romaine.

¹⁾ Recherches sur les antiquités d'Yverdon par L. Rochat dans les „Mittheilungen der Antiquar. Gesellschaft von Zürich“. Bd. XIV.

Aujourd'hui je puis ajouter que dans le même endroit et à la même profondeur on a aussi trouvé des pilotis. Il est à prévoir que l'on découvrira d'autres restes de l'Yverdon de l'époque lacustre lorsque le lac aura été abaissé et que l'on pourra creuser plus profondément.

La collection de la Bibliothèque publique s'enrichit de temps en temps de médailles et de fragments de poterie trouvés dans la couche romaine, mais rien de ce qui a été recueilli depuis dix ans ne mérite une mention spéciale. On constate partout l'existence de deux établissements romains successifs et les cendres du premier forment sur toute l'étendue des Jordils une couche dont l'épaisseur mesure jusqu'à un pied.

L'accroissement de la population a rendu nécessaire l'agrandissement du cimetière qui occupe une partie de l'ancien Castrum. On a d'abord voulu s'agrandir du côté du nord, mais on a y renoncé, parce qu'on a rencontré des fondements de murs antérieurs au Castrum lui-même, et des restes d'un hypocauste, qui rendaient le creusage des fosses presque impossible. Du côté du midi, à la limite du marais, on a trouvé un terrain plus favorable, mais on y rencontre aussi quelques obstacles. On vient de mettre au jour la tour ronde qui occupait l'angle sud-ouest de l'enceinte et une tour demi-ronde le long de la face méridionale à 37 mètres environ de la précédente. L'existence de ces tours était depuis longtemps indiquée comme vraisemblable. Ces fouilles dans le cimetière n'ont donné jusqu'à maintenant qu'un coutelas en fer et des fragments d'une inscription de très-grande dimension dont on ne peut rien faire.

Un instituteur dont le temps est coupé par des leçons ne peut étendre bien loin ses recherches, c'est pourquoi j'ai peu à dire sur nos environs.

Sur le flanc nord du vallon de la Menthue entre Cronay et Donneloie existent trois grandes grottes creusées dans la molasse. Depuis le fond de la vallée on ne les aperçoit pas, et elles ne sont accessibles que par un sentier très-roide, facile à défendre. Du reste elles sont sèches, bien exposées au midi et ont vue sur toute la contrée environnante. On y voit les places où l'on a fait du feu, tout à côté les niches pour placer la lampe. J'ai fait déblayer le fond jusqu'à la molasse sans découvrir autre chose que des cendres et des charbons. Ces grottes ont dû servir de refuge, mais on ne sait à quelle époque.

Au dessus d'Yvonand, encore une grotte dans la molasse. On se casse le cou pour y arriver, mais on est récompensé de sa peine par une vue splendide sur le lac de Neuchâtel. Le fond a été nettoyé et les parois régulièrement taillées à la pique à une époque qui ne doit pas être bien ancienne. Pas de traces d'antiquités.

M. Urech d'Aarau a dû vous transmettre de ma part les dessins de quelques objets trouvés à Ependes, à Lutry et à Yverdon.

Le milliaire de Caracalla trouvé à Montagny en 1862 a été transporté à l'hôtel de ville d'Yverdon. — La ville ferait volontiers quelques frais de plus pour augmenter notre collection archéologique, mais vous le voyez, monsieur, la bonne volonté de nos autorités est inutile, nous ne trouvons rien qui vaille.

Notre découverte la plus intéressante a été faite dans les armoires de la bibliothèque, c'est une riche collection de gravures, un vrai petit trésor, bien mal placé ici où l'on ne saurait en tirer parti.

Yverdon, le 18 septembre 1872.

Objets antiques, trouvés à Nyon.

Il y a quelque temps, les ouvriers de la ville ont rencontré par hasard, en creusant le sol pour une coulisse dans la Rue du Collège, un certain nombre de fragments romains. Nous avons fait fouiller cet emplacement pour le compte de la Société du Musée de Nyon, et quoique la valeur archéologique des objets recueillis ne soit pas très-grande, nous nous permettons néanmoins d'en donner un aperçu dans ce journal, pensant qu'il pourra être de quelque utilité pour les savants aussi bien que pour les amateurs.

Tous les objets ont été trouvés à une profondeur d'environ deux pieds, entre une couche épaisse de tuiles et de briques romaines brisées, et une double couche de béton très-dur, de 14 pouces d'épaisseur, le tout entremêlé de morceaux de charbon, de cendres et de mortier. Ils consistent en une quantité énorme de fragments de poterie et en objets de métal. Nous avons fait soigneusement recueillir les moindres débris et il a été possible de reconstruire en partie et à force de patience, un certain nombre de vases dont nous donnons ci-après le dessin avec l'indication des dimensions et quelques autres détails. Ce qui caractérise plusieurs de ces vases c'est le vernis plumbeux dont ils sont recouverts, tantôt sur les deux faces, tantôt seulement sur l'une d'elles; ce vernis est parfaitement conservé quoiqu'accusant des traces de feu. D'autres encore ont à l'intérieur un vernis rouge d'une beauté parfaite: on croirait qu'ils sortent du four.

Nr. 1 (fig. 1). Vase en terre rouge (sigillaire), léger vernis plumbeux à l'intérieur; à l'extérieur, de a en b, figurent en creux des cercles concentriques. — Diamètre $21\frac{1}{2}$ centim., hauteur 14 centim.

Nr. 2 (fig. 2). Vase de même nature que n^o 1 mais de dimensions plus faibles; il n'est qu'à moitié reconstruit. — Diamètre 15 c. m., hauteur 9 c. m.

Nr. 3 (fig. 3). Plat en terre d'un rouge superbe. Le fond porte à l'intérieur un nom que nous n'avons pu déchiffrer. — Diamètre $18\frac{1}{2}$ c. m., hauteur 6 c. m.

Nr. 4 (fig. 4). Petit vase — forme lagena — presque intact en terre fine, d'un beau vernis. Hauteur $15\frac{1}{2}$ c. m., grand diamètre 11 c. m.

Nr. 5 (fig. 5). Grand plat en terre jaune, très-épais, sans vernis. Diamètre 40 c. m., hauteur $6\frac{1}{2}$ c. m.

Nr. 6 (fig. 6). Petit vase (le fond manque) vernis plumbeux sur les deux faces. Hauteur 13 c. m., grand diamètre $9\frac{1}{2}$ c. m.

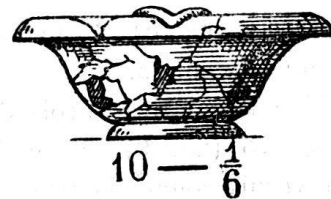
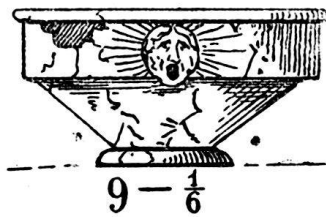
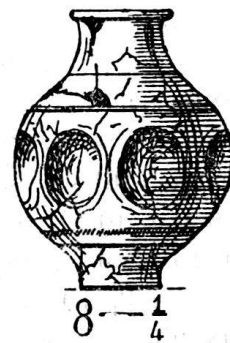
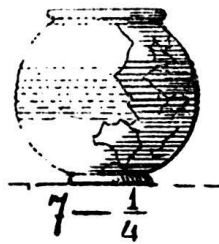
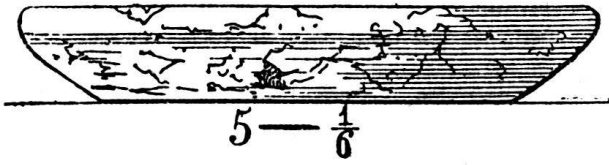
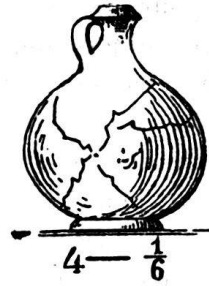
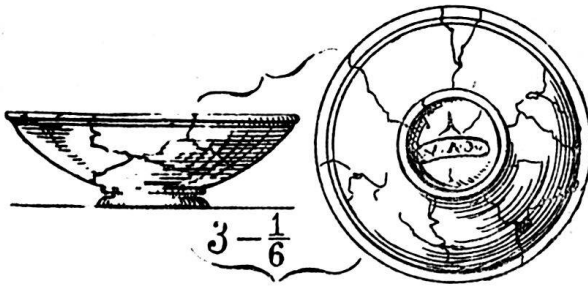
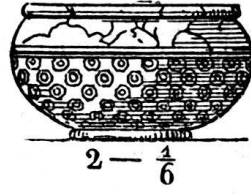
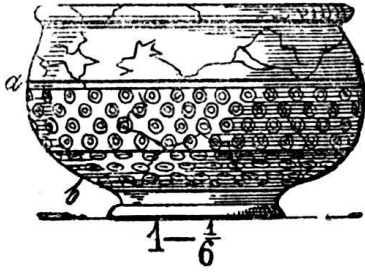
Nrs. 7, 8, 9, 10. Vases incomplets de même nature que le n^o 6, avec un vernis plumbeux plus ou moins foncé. L'un d'eux est comme argenté.

Nr. 11 (fig. 7). Fragment de vase, vernis noir à l'extérieur, brillant vernis rouge à l'intérieur. Hauteur 8 c. m., diam. 8 c. m.

Nr. 12 (fig. 8). Vase de forme bizarre, avec six renflements intérieurs sur le contour du milieu.

L'épaisseur des parois des Nrs. 6 à 11 est au maximum de $2\frac{1}{2}$ mm.

Nr. 13 (fig. 9). Vase à bord cylindrique. La partie supérieure est couverte d'un vernis rouge, la partie inférieure d'un vernis brun; l'intérieur en est brut. Une tête de lion sert de goulot. — Diamètre sup. 19 c. m., hauteur 10 c. m.



Nr. 14 (fig. 10). Vase en terre grossière; l'intérieur en est brut, le bord et l'extérieur sont couverts d'un vernis plombé. L'épaisseur des parois est de 1½ c. m. vers le fond. Diamètre 22 c. m., hauteur 8 c. m.

Le reste des fragments de poterie est en terre très-grossière ou en grès, sans vernis, mais avec une certaine élégance de formes et de dessin que nous avons déjà constatée sur des morceaux pareils, trouvés dans les fouilles faites l'année passée à la même époque et dont M. Roux, pharmacien, a donné quelques détails dans ce journal.

Les objets en fer ont été relativement peu nombreux. Ils ont beaucoup souffert de l'humidité, grâce à la présence du béton qui a empêché l'écoulement des eaux. Nous n'avons pu conserver qu'une sorte d'outil, s'emmanchant probablement dans une corne de cerf à moitié pourrie, trouvée dans la même tranchée, un clou énorme, un outil de charpentier, de 40 c. m. de longueur, — probablement la *dolabra* des Romains — complètement rongé par la rouille, un autre instrument dont nous n'avons encore pu déterminer exactement la forme, une baguette de cuivre avec une pointe de lance à l'extrémité, servant d'ornement et quelques autres menus objets.

L'arrangement des objets et la nature du terrain font supposer qu'il s'agit ici d'une maison brûlée à une époque quelconque, et que c'est la cuisine que nous avons rencontrée dans ces fouilles, le passage du feu est visible partout. Peut-être que d'autres personnes, plus expertes que nous en pareilles matières pourront, à l'inspection de ces trouvailles, placées dans les vitrines de notre musée, donner quelques indications plus précises et plus scientifiques.

Nyon, 3 août 1872.

Th. WELLAUER, conservateur du Musée.

148.

Fouilles à Avenches par Aug. Caspari.

Théâtre. Sur l'emplacement de la scène, où retentissaient les pièces de Plaute et de Térence, deux agriculteurs font courir la charrue. L'un a fouillé son champ, il y a bientôt 80 ans, l'autre y met de temps à autre quelques ouvriers qui fouillent sans plan, sans méthode, selon leurs caprices, mais qui y travaillent volontiers quoique les matériaux de bâtisse composés en bonne partie de molasse marine, soient de mauvaise qualité. Ils savent que sur cette élévation leurs creux restent toujours secs, qu'ils n'ont pas à craindre comme leurs camarades les inondations d'une pluie prolongée d'hiver. Cependant le minage y est rendu pénible, même dangereux, par l'accumulation des terres et des débris variant de 15—22 pieds de hauteur.

Nous avons découvert des épingles en os, en bronze; un fragment de verre bleu portant une feuille de vigne, formée au moule, c'est-à-dire coulée avec la masse; un gond en bronze ayant la forme d'un œuf, à deux ailes percées chacune d'un trou; une pique quadrangulaire à douille; une hache en fer et plusieurs monnaies romaines du bas empire, telles que des Probus, Tacitus, Magnus, Maximus. J'ai

observé que les monnaies de cette époque sont communes en ce lieu, ainsi qu'aux abords de notre ville moderne tandis qu'aux Conches ce sont les anciennes monnaies grand bronze et moyen bronze à belle patine, qui prédominent.

Nous y avons encore trouvé plusieurs fragments d'inscriptions, sur l'un desquels on lit sur 3 lignes

<p>. . . . S A C R M V S Q V I</p>
--

Aux Conches dessus. La quantité de pierres sorties d'un champ, sis en ce lieu, appartenant à un de nos grands propriétaires, était réellement fabuleuse, aussi les ouvriers, qui faisaient des journées de 5 à 7 francs par jour, étaient-ils dans la jubilation. Après avoir demoli les vieux murs, ils fouillaient régulièrement à 3 et 4 pieds de profondeur trouvant cette fois ci encore un bénéfice assuré dans les matériaux de murs renversés qui gisaient à l'intérieur des pièces romaines.

Les objets, mis au jour, sont : une main en bronze d'une statue d'enfant, tenant entre deux doigts une petite pièce endommagée qui n'a pu être déterminée; une aile en bronze martelé ayant très-certainement appartenu à la statue en question quoiqu'elle soit d'un bronze différent et d'un autre aspect que le bras, ce qui provient de la qualité du métal choisi plus propre à l'opération du martelage. Mais à quelle statue attribuer ce bras droit, aux formes délicates, à main effilée, aux doigts allongés, aux petites ongles taillées à la romaine? Serait-ce à un génie ailé ou à une victoire?

Une autre pièce en marbre de forme orbiculaire dont on n'a malheureusement trouvé qu'une moitié provient de ce lieu, elle porte gravé ces chiffres :

CXXV

En Perruet d'ou est sortie la majeure partie de nos inscriptions, trois ouvriers, associés à leur bonne comme à leur mauvaise fortune, minaient dans le champ du colonel Fornallaz et en tiraient tout autant de matériaux que leurs camarades des Conches-dessus; mais plus heureux encore ils découvrirent les jambes en bronze d'une statue d'homme de grandeur naturelle. L'une et l'autre étaient rompues au genou, la gauche cassée à la cheville et percée en outre d'un trou pour y passer une barre de fer corrodé par le temps.

L'attitude de ce personnage, qui ornait probablement une cour ou une place publique, était celle d'un homme en position de garde, ainsi qu'on représente les gladiateurs. Les jambes sont nues et nerveuses plutôt que grasses, la droite est ployée en avant et la gauche repliée comme supportant tout le poids du corps. Les pieds courts mais bien formés et les ongles nettement dessinées — taillées à la romaine.

Découverte d'un tombeau romain à Avenches.

Il y a quelques semaines que, sous l'aire de la grange du paon, construite en partie sur la chaussée romaine, à cinq minutes de l'enceinte d'Aventicum, les ouvriers de la fabrique Blondel et Cie. trouvèrent un cercueil, creusé dans un bloc de chêne en pourriture, et renfermant divers objets qui, retirés avec peine de leur humide prison, écrasée de plus par un des piliers du bâtiment, furent soignés pour être remis aux propriétaires qui en firent don au Musée.

Ce sont :

1. Une jatte romaine, en terre rouge ordinaire, de 5 cm. de hauteur ;
2. Une cuiller en fer de forme romaine ;
3. Quelques fragments d'épingles en os ;
4. Un manche cylindrique en bois de buis ;
5. Les fragments d'un bracelet noir qui paraît être du jais, ou une autre composition bitumineuse. Ce bracelet était élastique lors de sa découverte, mais a perdu depuis cette qualité ;
6. Une matière pulvéruleuse, blanche, résineuse, odorante, qui s'y trouvait en quantité — que nous reconnûmes être de l'encens, Olibanum ;
7. Un vase en cuivre très mince, forme chaudron, à anse, avec goulot étroit, se fermant par un couvercle de plomb mobile, fixé par un pivot. Ce vase de la contenance d'un litre et demi dans lequel on faisait bouillir de l'eau avait encore ses flancs tapissés d'une épaisse couche de calcaire tufeux, matière contenue dans les eaux de la colline de Châtel qui alimentent les fontaines de la ville.

Le cercueil renfermait aussi des tessons de poterie, des fragments de verre avec lesquels nous avons reconstruit :

8. Un vase en pierre ollaire, de forme cylindrique, haut de 13 cm. de la contenance d'un demi litre.
9. Une bouteille très-mince, en verre vert, de forme ronde, à col allongé, de la contenance d'un demi litre ;
10. Un verre à boire, très-mince, en verre blanc moucheté de bleu, de 12 cm. de hauteur, ayant la forme et la contenance d'un verre à bière, portant l'inscription ci, gravée sur le bord extérieur :

VIVAS IN DEO

11. Verre à boire, reconstruit à moitié, pareil au précédent mais plus petit, portant aussi une inscription, précédée de la palme, dont on n'a retrouvé que deux lettres Z E ;
12. Des grains d'un collier en verroterie bleue et verte, avec quelques disques de jais noir, percés de deux trous dans le sens de leur longueur ce qui prouve que le collier était composé d'une double chaîne et de 200 grains pour le moins. Le fermoir de ce collier était fait de trois petits anneaux d'or. Les grains retrouvés sont au nombre de 67, de diverses formes et grandeurs ; il y en a qui ont douze faces, d'autres quatre, d'autres huit. Les plus nom-

breux sont de petits anneaux bleus; il s'en trouve aussi qui ont la forme d'un cœur, percé dans le sens de la longueur pour être plus apparent.

Les ossements étaient en général fusés, sauf quelques fragments de crâne et la mâchoire inférieure garnie de petites dents irréprochables, des deux molaires, dites dents de sagesse, qui devaient encore être recouvertes de chair et n'avaient donc pas vu le jour à la mort de la jeune fille.

Ce tombeau devait être celui d'une jeune chrétienne, de 10 à 12 ans, comme le prouve la palme emblème chrétien et l'acclamation de notre inscription. Bien dommage que l'inscription du second vase, qui eût pu nous éclairer davantage, soit perdue; cependant à en juger par la forme indécise de la lettre Z qu'au premier abord on serait tenté de prendre pour une L on est tenté de croire que ce tombeau date des 5^e ou 6^e siècles.

M. de Rossi, dans son bulletin d'archéologie chrétienne, Nr. 1, page 19, fait mention de découvertes de ce genre dans les catacombes de Rome ainsi qu'en Espagne, mais imprimées sur des poteries, telles que :

VIVAS IN DEO, IN CHRISTO, SPES IN DEO, IN CHRISTO.

AUG. CASPARI.

150.

Agrafe burgonde.



Cette plaque de ceinturon provient du cimetière burgonde de Dailens découvert en 1849 par M. Gex. Les tombes jusqu'ici fouillées occupent un espace d'environ d'un demi arpent. Elles sont toutes à inhumation et formées de grosses dalles brutes qui entourent le squelette. On y a trouvé des urnes et de petits vases en terre rougeâtre sans vernis, des serpes, des coutelas, des fibules, un fer de lance en fer, des plaques de ceinturon en fer damasquiné d'argent et en bronze. L'une de ces plaques

représente, comme celle-ci, Daniel dans la fosse aux lions; mais elle porte une autre inscription pareille à celle d'une plaque du cimetière d'Allens. La plupart des objets d'antiquité trouvés à Daillens figurent au Musée de Lausanne.

de BONSTETTEN.

Anmerkung. Aehnliche Agraffen, wie die hier abgebildete, sind in bedeutender Zahl burgundischen Gräbern der Westschweiz und der Franche Comté enthoben worden und in den Werken von Clerc (Hist. de la Franche Comte I), in den Mittheilungen der Antiquar. Gesellsch. von Zürich, Bd. II, Bracelets et Agraffes antiques par F. Troyon, in den Recueils des Herrn Baron von Bonstetten u. s. w., abgebildet. Auf vielen dieser Agraffen sind Bilder eingravirt, die den Sieg des Christenthums über die ihm feindlichen Mächte und über den heidnischen Irrglauben in symbolischer Weise darstellen. Die am Rande der Platten befindlichen Inschriften haben dieselbe Bestimmung und enthalten zuweilen den Namen der Besitzer dieser Gürtelschnallen, welche zugleich den Dienst von Amuletten versahen. Unter den Bildern stellt das am häufigsten vorkommende die Figur des Daniel vor, der seine Hände betend erhebt und zwischen zwei Löwen steht, die ihm die Füße lecken. In sinnbildlicher Weise ist hiedurch die Aufforderung zur Treue am christlichen Bekenntnisse und der Schutz, den in Gefahren der christliche Glaube gewährt, veranschaulicht.

Auf der vorliegenden Agraffe erscheint ebenfalls Daniel in der Löwengrube. Die lateinische sehr unorthographische Inschrift ist, wenn ich nicht irre, so zu lesen:

Vir? Daniel duo leones pedes eius lengebant. Daidius.

Daidius ist der Name des Besitzers der Gürtelschnalle. Unter den in Bindings Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs von Wackernagel angeführten burgundischen Personennamen kommt der Name Daidius nicht vor. Er findet sich aber in Förstemann's deutschem Namenbuch. Daidius ist bis auf den letzten Buchstaben, das s, ächt deutsch. Der erste Theil des Wortes Dai ist aus Dagi contrahirt und bedeutet Tag. Der zweite, Diu, bedeutet Diener oder Dienerin. Daidiu ist der Diener des Glanzes, der Helle, des Tages, oder ursprünglich heidnisch: der Diener des Gottes Dag.

Als Beweis für die Identität von Daidius und Dagidius siehe bei Förstemann, S. 327.

Dagibert und Daibert. Ao. 872.

Dagadrüt und Daidrüt. Ao. 718 und 955.

Dagigisil und Daigisil. VII. Jahrhundert.

Dagiher und Daiher. IX. Jahrhundert.

Tagahilt und Daihild. IX. Jahrhundert.

Dagalind und Dailind. VIII. Jahrhundert.

Dagarich und Dairich. VII. Jahrhundert.

Diu kommt sehr häufig in Personennamen vor, z. B. Cotesdiu, Gottesdienerin, im Verzeichniss der Klosterfrauen in Zürich; Adaldiu u. s. w. F. K.

Die alamannischen Gräber in Seon, Ct. Aargau.

Eine zur Zeit der römischen Herrschaft in Helvetien unbestreitbar sehr bevölkerte und wol auch schon vor derselben bewohnte Gegend des Cantons Aargau ist die des untern Hallwylerseethales, welche, heute grün, sonnig und fruchtbar, nach Aussehen und Sage in der Urzeit eine Fortsetzung des Sees und nachher einen öden Sumpf bis Seon und Egliswyl in sich schloss.

Von römischen Niederlassungen trifft man häufig in diesem Thale, und noch viel weiter hinauf, bis Beinwyl, Reinach und Ermensee, ja bis in die Umgebungen von Hochdorf und Hohenrain, mannigfache Spuren an, während mit Recht angenommen wird, dass die Römer von dieser Seite her kaum weiter in die Alpenthäler hinauf gedrungen sind.

Um Seon, Seengen, Sarmensdorf, Schafisheim herum, im sogen. Wildenstein bei Lenzburg und auch oberhalb Fahrwangen sind von jeher viele Romana gefunden worden, so dass mit Sicherheit anzunehmen ist, es haben, abgesehen von den römischen, von Vindonissa hieher verlegten Truppenabtheilungen, deren Legionsziegel in allen diesen Ortschaften, Fahrwangen ausgenommen, zahlreich vorhanden sind, auch noch andere, besonders landwirthschaftliche Niederlassungen jener Eroberer da gestanden. Auch der sogenannte Laubsberg bei Seon, der Ueberrest eines kleinen mittelalterlichen Schlosses, war auf römischen Trümmern erbaut worden, und das Pfarrhaus zu Seengen steht auf den Ruinen einer römischen Villa, deren Säulen neben Legionsziegeln und Münzen von Hadrian u. s. w. vor etwa 20 Jahren wieder aufgedeckt wurden.

Im verflossenen Jahre liess Herr alt Lehrer Suter, Eigenthümer eines niedern, halbkreisförmigen, moränenartigen, schön gelegenen Hügels von ziemlicher Ausdehnung auf der nordöstlichen Seite von Seon, behufs Anlegung von Weinpflanzungen das Land aufgraben und alte Hecken ausreuten. Bei dieser Arbeit, die besonders letzten März mit Eifer fortgesetzt und durch eine Menge im Boden befindlicher Steine und römischer Ziegelstücke nicht wenig erschwert wurde, kam eine grosse Zahl von Gräbern, die in der auffallend ungleichen Tiefe von 1½ bis 10 Fuss sowol am östlichen Abhange als auf dem kleinen länglichen Plateau des Hügels lagen, zum Vorschein, Gerippe enthaltend, die wie gewöhnlich mit dem Antlitz gegen Osten schauten.

Die Ausdehnung des bis heute aufgedeckten Leichenfeldes beträgt ungefähr 5000 Quadratfuss und enthielt nach der unsichern Angabe der Arbeiter etwa 40 bis 50 Gräber. Es scheint aber noch lange nicht nach seinem ganzen Umfange bekannt zu sein, abgesehen davon, dass die Seitenabhänge da, wo längst schon Bäume, Weinreben und ein altes baufälliges Haus stehen, ebenfalls Gräber beherbergten.

Auffallend ist aber von vornherein, dass kein vollständig erhaltenes Skelet und nur ein paar leidlich erhaltene Schädel gefunden worden sind, welche letztere nur mit Mühe vor sofortigem gänzlichen Zerfallen bewahrt werden konnten. Einige Kieferstücke, die mir vorgewiesen wurden, zeigten die schönste und regelmässigste

Zahnreihe. Dieselben waren eher klein und zierlich gebaut, als gross und stark. Kein Grab schien trotz den an und neben den Knochen noch vorhandenen Bronzeringen in seinem ursprünglichen unversehrten Zustande geblieben zu sein, ein Beweis, dass der Boden früher schon tüchtig durchwühlt ward, oder dass die eingedrungene Feuchtigkeit u. s. w. dessen Inhalt längst verdorben hat.

Wenn die keltische Bevölkerung, die alten Helvetier, ihre Todten in vereinzelt oder gruppenweise beisammen liegenden Gräbern bestatteten und dieselben mit einem Erdaufwurfe bedeckten, so begruben dagegen die im Laufe des fünften Jahrhunderts eingewanderten Alamannen die Leichname nach jetziger Beerdigungsweise in geschlossenen Reihen neben einander und zwar häufig in Gräbern, die mit Steinwänden und einem Steindeckel versehen waren. So war es der Fall zu Seon, wo das Grab von rohen Steinplatten eingefasst und von grössern oder kleinern Steinen bedeckt war, welche das Gerippe zerdrückt zu haben scheinen. Nur bei äusserst wenigen war die Gegenwart von hartem Mörtel zu constatiren. Ueberdiess lagen überall zahlreiche Stücke römischer Hohl- und Leistenziegel zerstreut, worunter kein ganzer zu entdecken war, wol aber einige bis $\frac{3}{4}$ ihrer Grösse aufgehoben wurden. Bemerkenswerth erscheint, dass, obschon das in der Nähe befindliche Emmert-Schafisheim schon sehr viele Legionsziegel geliefert hat, an unserer Stelle hier in Seon wol Fragmente von gewöhnlichen römischen Dachziegeln, aber nicht die Spur von Legionsziegeln entdeckt werden konnte. So waren hier auch keine Reste von eigentlichen grössern Brandstätten wahrzunehmen, die zwar, weil nicht tief liegend, in Folge früherer Umgrabungen und des Eindringens von Wasser verschwemmt und verwischt sein dürften, indem einzelne kleinere Kohlenstücke hie und da vorhanden waren.

Gehen wir zum interessantern Theil unseres Berichtes über, zur Aufzählung und Beschreibung der Beigaben und Grabgeschenke, welche die Ausbeute der Ausgrabungen bilden.

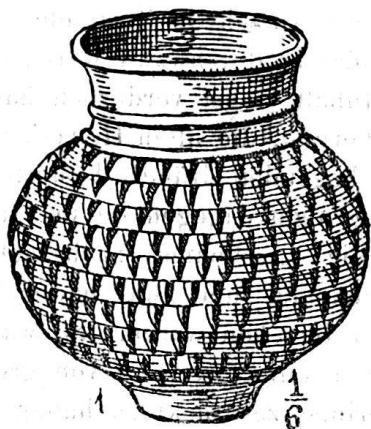
Ich glaube, Alles zu Gesicht bekommen zu haben, was der Eigenthümer, der die Arbeiten stetsfort beaufsichtigte oder beaufsichtigen liess, zusammenbrachte. Da aber doch das auf einem so bedeutenden Leichenfeld Gewonnene verhältnissmässig nicht reich genannt werden kann, so lässt sich voraussetzen, dass im Laufe der Zeit dort unendlich viel aufgelesen und wieder zerstreut worden ist, was kein Alterthumsfreund je zu Gesicht bekommen wird. Auch mag aller Aufsicht ungeachtet bei diesen letzten Ausgrabungen mancher einzelne Bronzegegenstand von Leuten verschleppt worden sein, die ihn für Gold hielten.

Das Vorhandene theilt sich in folgende Rubriken ein:

I. Thierische Knochenüberreste.

Wie mir behauptet wurde, sind viele dergleichen gefunden worden, die als völlig werthlos, bevor ich dazu kam, sofort weggeworfen wurden. Ich sah keine anderen, als einige grosse Mahlzähne und einen sehr ansehnlichen Eberzahn, den ich selbst an Ort und Stelle, wo gegraben wurde, aufhob, und von dem mir die Landleute versicherten, dass ihnen noch kein Hauzahn von so beträchtlicher Grösse je vorgekommen sei. Er ist vollkommen erhalten und besitzt noch den schönsten Schmelz.

II. Scherben von Thongefässen.



Die meisten oder alle hier gefundenen Scherben scheinen römischen Ursprungs zu sein und von der gallo-römischen Ansiedelung in der Nähe des Beerdigungsplatzes herzurühren (siehe obstehende Fig. 1). Sie erinnern aber auch an die grobe und auf der Scheibe fabricirte Töpferwaare der keltischen Grabhügel. Es sind Bruchstücke von nach Form und Grösse sehr verschiedenen Geschirren, was besonders aus der verhältnissmässig grossen Anzahl der Randstücke sich ergibt. Von Farbe sind sie grau, gelb, schwarz oder roth. Die rothen, aus Terra sigillata, sind mit den bekannten Verzierungen versehen. Ein Stück ist die Ausgussrinne einer flachen Schale, ein anderes die Handhabe eines eiförmigen Wasserkruges. Nur wenige Scherben zeigen eingedrückte Verzierungen auf ihrer Aussenseite, keine sind bemalt.

III. Gegenstände von Eisen.

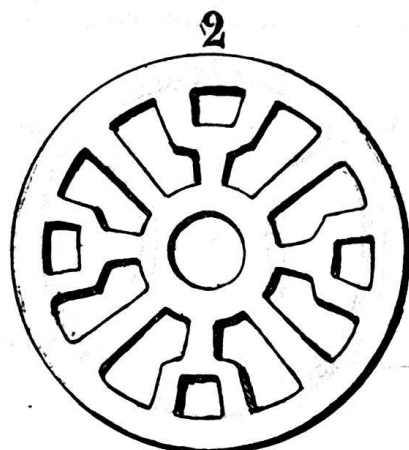
Auffallend ist die grosse Menge von Messern und Schwertern, so dass man annehmen kann, jedes männliche Grab habe ein solches enthalten. Sie sind sämmtlich sehr oxydirt und im Ganzen schlecht erhalten. Die Messerklingen sind von verschiedener Länge, über ein Dutzend $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuss lange Schwerter oder Scramasaxe waren nur auf der einen Seite scharf, und ein anderes beidseitig scharfes Schwert, eine spatha, misst über 3 Fuss Länge. An den erstern schienen mir die Griffe sehr lang zu sein. Was im Allgemeinen die Form dieser Waffen betrifft, so stimmt sie mit den so häufig abgebildeten, fast überall in den alamannischen und burgundischen Gräbern gefundenen überein.

Dass in allen Ruinen römischer Niederlassungen eiserne Nägel, die ziemlich mit den modernen Nägeln übereinstimmen, oft in grosser Zahl vorkommen, ist eine bekannte Thatsache; dass aber in einigen Gräbern von Seon solche von verschiedener, auch von ansehnlicher Grösse und von ziemlich guter Erhaltung zerstreut lagen, scheint mir um so merkwürdiger, als an hölzerne Särge gar nicht zu denken ist.

Ein Fingerring aus einem zusammengeschweissten Streifen von Eisen mag zu den Beigaben eines Verstorbenen gehört haben. Ebenso ein Knäuel kleiner Ringe von Eisen, die durch Rost zusammengebacken sind und worauf sich Eindrücke von Leinwand erhalten haben.

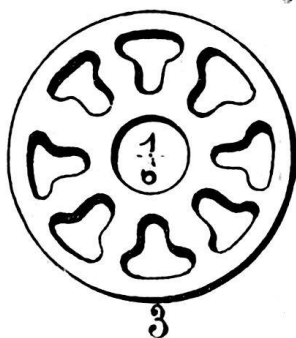
Unter den Gürtelschnallen ist eine mit eingelegten Silberfäden verzierte die bemerkenswertheste.

IV. Gegenstände von Bronze.



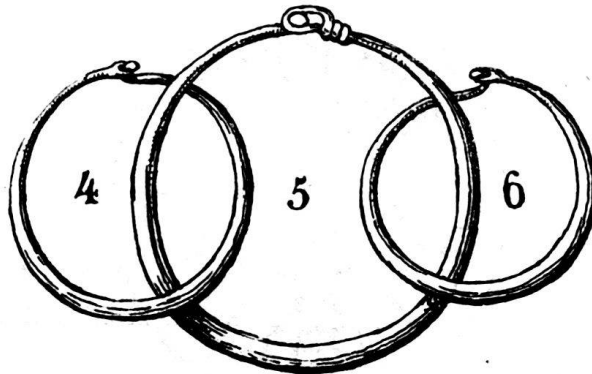
Bemerkenswerth wegen seiner Grösse ist das Ziergeräthe (siehe obstehende Fig. 2), das man eine Haftplatte nennen könnte und das in alamannischen Gräbern der Schweiz nicht selten angetroffen wird. Es ist eine von vielen Löchern symmetrisch durchbrochene Scheibe von Bronze, die am einen Ende eines Riemens hing, während am andern Ende ein Haken befestigt war. In der Regel ist eines der Löcher grösser als die übrigen, und zwar dasjenige, welches den Haken aufnimmt. Der Rand neben diesem Loche ist dann bei längerem Gebrauche des Geräthes ausgerieben und schmaler als an den entsprechenden Stellen.

Zur Vergleichung theilen wir eine ähnliche, im Antiquarium zu Zürich befindliche Zierscheibe mit (Fig. 3).

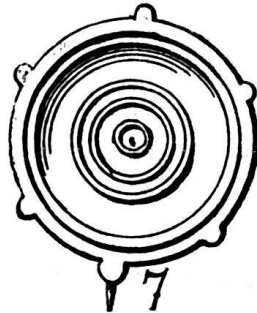


Am zahlreichsten sind die ehernen Ringe oder Spangen, welche, nach ihrer Grösse zu urtheilen, Gelenk- und (von Männern und Weibern getragene) Ohringe waren und deren wenigstens 15 Stück gesammelt wurden. Sie sind meistens vom schönsten verde antico überzogen, gut erhalten und haben ihre Elasticität so bewahrt, dass man mehrere noch zu- und aufschliessen kann. Der Verschluss ist verschieden; bald passt das einfach zum Häkchen zurückgebogene eine Ende in das Löchlein des breitgeschlagenen andern Endes (Fig. 4); bald sind beide Enden zu Häkchen gekrümmt, die in einander greifen (Fig. 6); bald auch ist das eine Ende zurückgebogen und zierlich um sich selbst gewunden, so dass eine Schleife entsteht, worin das Häkchen eingelegt wird (Fig. 5). Einer ist vollkommen glatt, andere aber sind an 5 oder 7 durch gleichmässige glatte Zwischenräume von einander getrennten Stellen zierlich geringelt. Im Durchschnitt ist der Reif dieser Ringe entweder kreis-

förmig oder viereckig, in der Mitte am dicksten, gegen beide Enden sich verjüngend. Die meisten dieser Ringe sind mit sehr feinen, eingravirten, parallelen Querstrichen verziert.

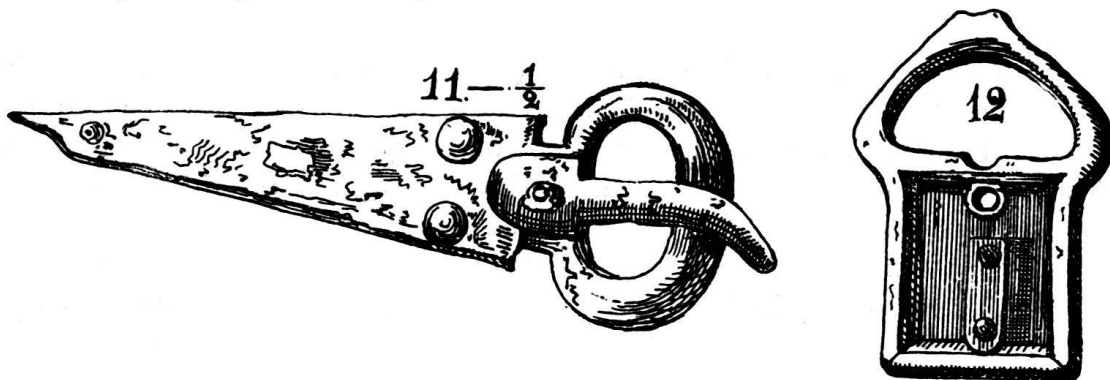


Kleiner als jene Spangen sind ein Halbdutzend mit einer Nadel verseheneinglein oder Schnallen.



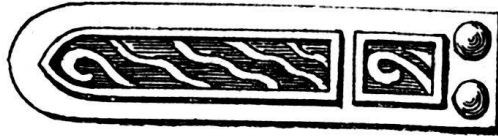
Hier ist gleichfalls noch eine ziemlich gut erhaltene Kleiderhafter (fibula) anzuführen (siehe obstehende Fig. 7), deren Form nicht zu den gewöhnlichen gehört. Sie bildet ein genau ein Zweifrankensteinstück grosses Scheibchen mit Kreisen auf der Vorderseite, ist hinten mit Nadelscharnier und Nadelhalter versehen, und hat an der Peripherie sechs kleine rundliche Fortsätze, welche wie die fünf in einander concentrisch liegenden vertieften Kreise auf der Vorderseite zur Verzierung dienen.

Von mannigfaltiger Form und Verzierung sind die hier in Mehrzahl gefundenen Schnallen (siehe Fig. 11 und 12).

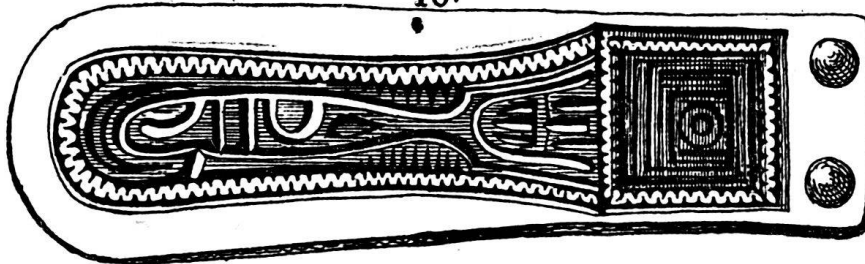


Merkwürdig, wiewol gar nicht selten, sind zwei zungenförmige Beschläge von Bronze, auf deren oberer Seite die gewöhnlichen Schlingverzierungen eingegraben sind und die an das Ende von Riemen festgemacht waren (Fig. 9 und 10).

9



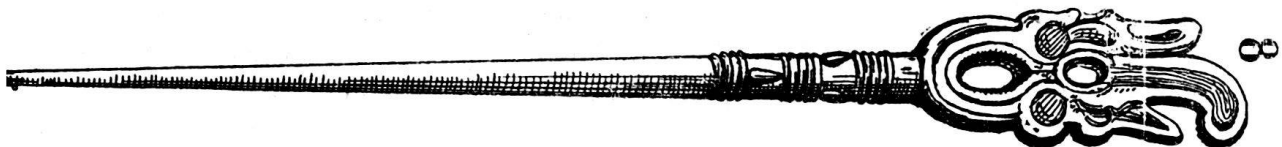
10.



Als Zierbeschläge von Ringen sind auch verschiedene andere kleine Gegenstände von Bronze zu betrachten.

Ein bronzenes Löffelchen, dessen Stiel abgebrochen ist, gehört wieder zur Reihe der römischen Gegenstände. Es ist durchbohrt und von einem hier Bestatteten als Schmuck getragen worden.

Am schönsten erhalten ist die nachstehend abgebildete Haar- oder Heftnadel. Der Knopf ist elegant geschwungen und erinnert an den Schnabel eines Vogels. Eine ähnliche Nadel ist in Lindenschmits vaterländischen Alterthümern (Taf. VI, Fig. 5) abgebildet.



V. Thon- und Glaskorallen.

Kleinere und grössere Korallen lagen so reichlich in einem Grabe herum, dass sie zu einem vollständigen Halsschmucke wieder vereinigt werden konnten, dessen Form mit den häufig in alamannischen Grabstätten gefundenen Halsbändern übereinstimmt. Die Halsbandkorallen von Seon sind von gelbem und braunem Thone, grünem und bunt gemischtem Glasflusse, eine eckige und unförmliche besteht aus Bernstein.

VI. Münzen.

Vier durchbohrte und als Schmuck getragene römische Münzen. Zu bemerken ist, dass die im „Anzeiger“ 1867, S. 121, von mir beschriebene alamannische Grabstätte zu Abtwyl nicht die geringsten Beigaben und keine einzige Münze enthielt. Von diesen vier Münzen sind drei sehr schlecht erhalten und, obschon grün, fast ganz abgerieben. Sie waren also zur Zeit der Seoner Begräbnisse schon sehr alt. Es sind augusteische, die auf der Rückseite den Namen des der

Prägung vorgesetzten Münzmeisters vom Jahr 12 bis 5 vor Christi Geburt tragen. Nur bei einer derselben kann noch dessen Name Quintilianus und das S. C. gelesen werden. Auch haben sie die überhaupt nur auf mehr oder weniger abgeschliffenen befindliche Contremarke IMP. AVG. oder TIB. AV. Gut conservirt ist die vierte sehr gemeine Münze:

Avers: MAXENTIVS P. F. AVG

Revers: CONSERV. VRB. SVAE, mit dem sechssäuligen Romatempel, welche wie die übrigen durchbohrt ist.

Nach dieser Aufzählung der Fundstücke, die bei grösserer Sorgfalt und rationellem Verfahren der Aufdeckung beträchtlich vermehrt werden könnten, gestatte ich mir über den Zeitraum, dem die Gräberstätte von Seon angehört, folgende Schlussbemerkung.

Wenn aus der Vergleichung der alten Gräber in unserm Lande und ihres Inhaltes mit aller Bestimmtheit hervorgeht, dass die Mehrzahl der Grabhügel-Denkmäler der keltischen oder helvetischen Periode angehört, so können wir mit gleicher Sicherheit die Reihengräber, wie wir sie zu Seon beobachtet haben, den deutschen Stämmen zuschreiben, die unter dem Namen Alamannen im dritten und vierten Jahrhundert öfters in die gallischen Provinzen einfielen und endlich im Anfange des 5. Jahrhunderts von dem zwischen Rhein und Alpen gelegenen Lande bleibenden Besitz nahmen. Wenn auch diese neue Bevölkerung, die in Absicht auf Cultur den Burgundern und Franken nachstand, die Verfeinerung römischer Lebensweise verschmähte, die aus Stein aufgeführten römischen Häuser zerstörte oder verderben liess und an hölzernen Wohnungen festhielt, so zeigt uns die Erfahrung, dass sie dennoch gern auf dem schon bebauten Boden römischer Ansiedelungen sich niederliess, ja sogar häufig die Gemächer römischer Landhäuser als Grabkammern benutzte. Einer solchen Erscheinung begegnen wir hier zu Seon. Das Vorkommen von Ziegelfragmenten, Scherben, römischer Thonwaare etc. beweist genügend, dass in der unmittelbaren Nähe des Beerdigungsplatzes römische Wohnungen bestanden hatten. Auch die eben beschriebenen römischen Münzen waren von den neuen Ansiedlern an dieser Stelle gefunden, durchbohrt und gleich andern römischen Metallsachen als Schmuck getragen worden. Die Vermischung von Gegenständen römischer und germanischer Cultur erklärt sich demnach auf ganz einfache und natürliche Weise. Nach der Besitznahme dieser Gegend und der Gründung des Dorfes in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung wurde von den Bewohnern desselben der östliche Abhang des erwähnten Hügels zum Beerdigungsplatze gewählt und als solcher beibehalten, bis nach Einführung des Christenthums und Erbauung eines Gotteshauses die Todten in der Umgebung desselben in geweihter Erde bestattet wurden. Allmählig verlor sich die Erinnerung an die ehemalige Bedeutung des Platzes und auf der Ruhestätte der ersten Ansiedler blüht jetzt ein fröhlicher Weingarten.

URECH.

Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler.

IV.

VI. Canton Glarus.

Schwanden. Thurm rom. mit rundbog. auf 2 Säulen gekuppelten Schalllöchern. Mitgeth. von Herrn Rechenschreiber Nüscherer. Kirche 1349 gestiftet. Gemälde d. Schweiz. VII. p. 650.

VII. Canton Graubünden.

Alvaschein. Kirche S. Peter von Müstail. Cf. Ferd. Keller im Anzeiger 1859. No. 1, S. 10. Nüscherer, Gotteshäuser I. S. 91 u. 101. Einschiff. flachged. Langhaus von M. 11,50 Br und M. 13,55 Lge. In unmittelbarem Anschluss an die Ostwand 3 halbrunde, beinahe gleich hohe Apsiden, die mittlere M. 3,96, die seitlichen ca. M. 2,80 breit. Die M. 0,66 br. Stirnpfeiler, sowie die Wandungen der Chöre ohne jegliche Gliederung. Jede Apsis enthält ein einziges Rundbogenfenster, das inwendig einfach geschmiegt, aussen rechtwinklig profilirt ist. In der Hauptapsis gute Wandmalereien des XIV. Jahrhunderts: in der Wölbung die Kolossalgestalt des thronenden Christus in einer Mandorla, um ihn herum in Medaillons auf rothem, mit Sternen besäetem Grund die kleineren Gestalten der Evangelisten lesend und schreibend, dazwischen die Embleme. Unter dem Gewölbe ist die Rundung der Apsis in zwei Streifen getheilt, in dem oberen zu beiden Seiten des Fensters, auf abwechselnd mennigrothem und blauem Grund die 12 Apostel, energisch in der Haltung, die jugendlichen Köpfe von süsser Schönheit. In dem unteren Streifen in der Mitte ein gewappneter jugendlicher Heiliger mit Tartsche und Fahne, l. S. Georg, der den Drachen erlegt, und r. die Anbetung der Könige. Sämmtliche 3 Bilder durch schmale mit Maasswerk und Medaillons gefüllte Streifen getrennt. Unter allen mir bekannten Wandgemälden Bündtens nehmen diese durch Schönheit und Frische der Ausführung die erste Stelle ein. Das Langhaus schmucklos und kahl. Die N.-Wand ohne Fenster, dagegen bemerkt man am Aeussern die Spuren einer zugemauerten Rundbogenthüre. An der S.-Langseite und der W.-Schlusswand einzelne hochliegende Rundbogenfenster, das Hauptportal modern, die flache Holzdecke aus späterer Zeit. Die Umfassungsmauern M. 0,70 stark. An der SW.-Ecke ein ungegliederter viereckiger Thurm, zu oberst auf allen vier Seiten mit einfachen Rundbogenfenstern versehen. Das Aeussere des ganzen Gebäudes kahl, das Kranzgesimse der Apsiden besteht lediglich aus vorkragenden Schieferplatten. (R)

Arvigo, Calancathal. Kirche S. Laurenz. Nüscherer, Gotteshäuser I, S. 85. Thurm rom., viereckig in 4 Geschossen mit einfachen Rundbogenfenstern, ohne Theilsäulchen von Eckpilastern mit Rundbogenfriesen umrahmt. Die Kirche eine spätere kreuzförm. Anlage mit horizontal geschlossenem Chor und einschiff. flachged. Langhaus. (R)

Bergün. Nüscherer I, S. 104. Thurm rom. Mitgeth. durch Herrn Stadtarchivar Kind in Chur.

Bondo, Bergell. Schlanker viereckiger Kirchthurm ohne Wandgliederung, mit gekuppelten Rundbogenfenstern. (R)

Brail, Unterengadin. S. Thomas. „Kirchlein sammt Thurm zeigen“ roman. Bauart.“ Nüscherer I, S. 129.

Brigels, Vorderrhein. S. Eusebius. „Uraltes Kirchelchen.“ Reste von Wandgemälden: „aus der ersten Zeit des sogen. altdutschen Styls“, die Anbetung der Könige darstellend. Nüscherer I, S. 76.

Capella, Oberengadin. Klosterkirche S. Niklaus. Rom., zum grössten Theil verfallen. Nüscherer I, 126 und 148.

Castelmuro, Bergell. Kapelle neben der Schlossruine. Kleine (einschiffige?) Kirche mit aussen schmuckloser $\frac{1}{2}$ runder Apsis. An der NO.-Ecke des Schiffes der schlanke viereckige Thurm ohne Wandgliederung mit gekuppelten Rundbogenfenstern in 3 Geschossen. (R)

Casti. Kirchlein mit Apsis. Spuren von Wandgemälden. Mitgeth. durch Herrn Rechenschreiber Nüscherer.

Celerina, Oberengadin. Begräbnisskirche S. Johann. Nüscher I, S. 122. Kirche gothisch. An beiden Enden der N. Langwand zwei roman. Thürme, von denen der höhere östliche vielleicht erst in gothischer Zeit errichtet wurde. Beide Thürme sind ungegliederte viereckige Bauten, zu oberst auf jeder Seite mit zwei auf einem mittleren Pfeiler gekuppelten Rundbogenfenstern versehen. Die Leibungen der Rundbögen sind rechtwinklig profilirt, die viereckigen Zwischenstützen statt des Capitäls mit einem gothisirenden Kämpfergesimse versehen. (R)

Chur. Domkirche. (J. Burckhardt), der Dom von Chur. Mittheilgn. der Antiquar. Gesellsch. von Zürich. Bd. XI, Heft 7. Nüscher I, 44 u. ff.

S. Lucius. Nüscher I, S. 53 u. ff. Unter dem Chor der 1811 nach einem Brande umgebauten Kirche ist eine Krypta erhalten. Die ursprüngliche Anlage derselben bestand aus einer dreischiff. gewölbten Halle, im Osten mit halbrunden oder polygonem Abschlusse, um den sich die Seitenschiffe in Form eines gegenwärtig M. 1,30 breiten und 2,20 hohen tonnengewölbten Umgangs fortsetzten. Leider ist diese östliche Hälfte bis auf den Umgang verschüttet und gegen W. hin abgesperrt, so dass man gegenwärtig von dem südlich anstossenden Seminargebäude in dieselbe hinuntersteigt. Man gelangt zunächst in einen dem Umgang vorliegenden und in der Richtung von N. nach S. langgestreckten Vorraum, der mit einem rundbog. M. 4 hohen Tonnengewölbe bedeckt ist. An der Westseite dieses Vorraumes öffnen sich zwei Rundbögen nach dem Umgange und jenseits desselben in eine M. 3,12 br. und 1,64 tiefe rundbog. Nische, durch welche der Umgang ehemals mit dem Chorraum der Krypta in Verbindung stand. Alle diese Räume sind schmucklos, nirgends eine Spur von architekton. Gliederung. Die vordere Hälfte der Krypta, zu welcher man auf einer Freitreppe vom Schiff der Oberkirche hinabsteigt, besteht aus drei ca. M. 2,30 br. und 1,80 tiefen Jochen, die mit rippenlosen Kreuzgewölben auf rechtwinkligen Gurten bedeckt sind. Sie werden von vier im Quadrate aufgestellten Rundpfeilern und schwächlichen halbrunden Wanddiensten getragen. Die stämmigen Freistützen auf runden Sockeln sind mit niedrigen ungeschlachten Würfelcapitälen versehen, auf denen die Rippen und Gurten ohne Vermittelung einer Deckplatte anheben. In der Mitte der Ostseite ist (nachträglich) eine halbrunde Apsis angebracht worden. An den Langwänden der Oberkirche sind noch die spätgothischen Gewölbedienste sichtbar. (R)

S. Martin. Nüscher I, 50. Im Necrologium Curiense erscheint die Kirche seit 1137. 1464 sank der alte Bau in Asche. 1476 wurde ein Neubau begonnen und nachdem 1480 Gentilio di Spoleto einen Ablass zur Förderung desselben ertheilt hatte, bis 1491 fortgesetzt, in welchem Jahre noch eines Vermächtnisses für diese Unternehmung gedacht wird. Mitgeth. durch Herrn Stadtarchivar Kind in Chur. Der gegenwärtige Bau ist eine ursprünglich einschiff. spätgoth. Anlage, die nachmals durch Hinzufügung eines nördl., ebenfalls spätgoth. Seitenschiffes erweitert wurde. Von dem alten roman. Bau scheint nur die S. Langseite des Schiffes erhalten zu sein, die Aussen nach lombardischer Weise durch 10 hohe und schmale Rundbogenblenden auf schwach vortretenden Pilastern ohne Basen und Capitale gegliedert ist. (R)

S. Salvator, vor der Stadt. Nüscher I, S. 50. Die Kirche zerstört. Der noch erhaltene Thurm, in seinen ursprünglichen Theilen völlig schmuck- und fensterlos, wurde im vorigen Jahrhundert behufs Einrichtung einer Schrotgiesserei um zwei Stockwerke erhöht. Die Mauerung an den untern Theilen zeigt stellenweise die im roman. Mittelalter übliche Fischgrättechnik. (R)

Churwalden. Klosterkirche S. Maria und S. Michael. Nüscher I, S. 38 u. ff. An der SO.-Ecke der spätgoth. Kirche Reste eines polygonen Chors mit Rundbogenfenstern und Rundbogenfriesen, und anstossend daran Gemäuer mit gekuppelten Rundbogenfenstern. An der westl. Eingangsthüre zwei roman. Thürklopfer, Löwenköpfe aus Bronze; über der Thüre ist eine steinerne Doppelmaske, vermuthlich der Rest eines alten Capitäls, eingemauert. Ueber die 1838 abgetragene Kirche des Frauenklosters S. Maria cf. Nüscher I, S. 43 u. ff.

Cierfs, Münsterthal. Kirche roher einschiff. Gewölbebau mit dreiseitig geschl. Chor. (Circa XVII. Jahrhundert.) Thurm an der N.-Langwand des Schiffes viereckig, unten glatt, zu oberst ein Pilastercompartment mit Spitzbogenfries, unter welchem je zwei einfache gekuppelte Spitzbogenfenster auf einem Theilsäulchen ohne Capitäl. (R)

Cludin, Schams. Roman. Kirchelchen mit Resten von Wandgemälden im Chor. (Mitgeth. durch Herrn Pfarrer Candrian in Zillis.)

Clugien, Schams. „Kleines Kirchelchen mit Altarnische statt des Chors.“ Mitgeth. durch Herrn Rechenschreiber Nüscher.

Cresta, Oberengadin. S. Margaretha. Thurm schlanker viereckiger Bau. Die drei unteren Stockwerke fensterlos mit Spitzbogenfriesen zwischen den Eckpilastern. Unter dem Rundbogenfries des dritten Geschosses auf jeder Seite ein einfaches Rundbogenfenster, das oberste Stockwerk glatt mit je zwei Rundbogenfenstern, die von einem mittleren Theilsäulchen ohne Capitäl getragen werden. (R)

Ems, bei Chur. S. Johannes Baptista. Kirche gothisch, vermuthlich aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. Nur das rundbog. Portal scheint als Rest eines älteren roman. Baues beibehalten worden zu sein. Nüscher I, 56.

Feldis, Domleschg. S.S. Hippolytus und Gallus. Schiff und Portal „rundbogig“. Der Chor aus gothischer Zeit. Nüscher I, 98.

Fidaz, Bezirk Boden. S. Simplicius. „Ein altes, im Rundbogenstyl erbautes Kirchlein.“ Nüscher I, 60.

Grono, Misox. S. Clemente. Thurm romanisch. Einfache Rundbogenfenster zwischen Eckpilastern und Rundbogenfriesen in mehreren Geschossen. Die Kirche vom J. 1666. Von der vielgenannten Kapelle bei der Burg Florentino mit ihren „uralten Wandgemälden“ (Lutz, Handlexikon der Schweiz. Eidgenossenschaft; Franscini, hist.-geogr.-stat. Gemälde, Ct. Tessin; Nüscher I, 83; Bædecker etc.) war trotz eifrigen Suchens keine Spur zu entdecken. (R)

Hohenrhätien, Domleschg. Ruine der Schlosscapelle S. Johs. Bapt. Einschiffiges, ehemals flachgedecktes Langhaus, M. 7,10 lang und M. 6,30 br. An der Ostseite durch einen M. 4,75 hohen Rundbogen geöffnet der rechteckige, M. 4,73 lange und 3,75 br. Chor mit einem rundbog. rippenlosen Kreuzgewölbe bedeckt. An der N.-Langseite des Schiffes, von diesem aus zugänglich, der schlanke viereckige Thurm. Das Innere wie das Aeusserere der Kirche absolut kahl; die Wandpfeiler, auf denen der Chorbogen ruht, sind mit einfachen rechteckigen Gesimsen versehen; die Fenster in Schiff und Chor rechteckig mit geschmiegten Wandungen. Die Eingangsthüre an der Westseite im Rundbogen geschlossen. Der Thurm in den beiden unteren Geschossen mit schmalen, rechteckigen Schlitzfenstern, in den beiden oberen mit einfachen Rundbogenfenstern versehen. (R)

Ilanz, Vorderrhein. S. Martin. Drei Schiffe mit flacher Holzdecke. Der Chor gewölbt „Portal und Gewölbe zeigen den Uebergang vom Rund- in den Spitzbogenstyl.“ Nüscher I, 61.

Katzis. S. Wendelin (?). Nüscher I, 95. Kleine, malerische Kirche. Das Langhaus (ca. 28:18 Fuss) einschiffig und flachgedeckt. Daran schliesst sich eine circa 13 Fuss breite, halbrunde Apsis, deren Aeusseres mit Pilastern und Rundbogenfriesen und darüber mit einem Kranzgesimse in Form einer Rollschicht geschmückt ist. (R)

Klosters, Prättigau. S.S. Jacobus und Christophorus. Kirche modern. Chor spätgothisch. Thurm romanisch. Schlanker viereckiger Bau ohne jegliche Gliederung bis zu oberst, wo ein Rollfries die Basis der Fenster bildet. Gekuppelte Rundbogenfenster, auf der Ostseite auf zwei hintereinander gestellten Theilsäulchen mit einfachen Wulsten statt der Capitäle. An den übrigen Seiten je zwei einfache Rundbogenfenster durch einen mittleren Mauerpfeiler getrennt. (R)

La Cama, Misox. Capelle S. Luzio. Angeblich sehr alt.

Lenz, an der Juferstrasse. S. Roch. Kirche spätgothisch. Thurm roman., viereckig, ohne Gliederung, im obersten Geschosse je zwei gekuppelte Rundbogenfenster auf einfachen Theilsäulchen mit Würfelcapitälen. (R)

Die bei Nüscher I, 106 citirte Capelle S. Cassian stammt aus spätestgoth. Zeit. (R)

Luciensteig. „Uralte Kirche“ als Rest eines Klösterchens. Nüscher I, 25.

Mesocco (Misox). 1) Ruine der Schlosscapelle. Einschiff., ehemals flachgedecktes Langhaus, M. 6,85 lang und M. 5,30 breit. Daran schliesst sich auf der Ostseite eine M. 2,50 tiefe, halbrunde, nach Aussen rechteckig hintermauerte Apsis. Im Schiffe zahlreiche Spuren mittelalterlicher Wandgemälde. Das Aeusserere schmucklos bis auf die Ostseite, die in ihrer ganzen Höhe mit drei rundbog. Pilasterblenden gegliedert ist. An der NW.-Ecke des Schiffes der schlanke freistehende Campanile in 6 Geschossen mit Rundbogenfriesen und Eckpilastern geschmückt, zwischen denen jedes Stockwerk zwei gekuppelte Rundbogenfenster enthielt. (R)

2) S. Maria del Castello, unterhalb des Schlosses. Die Kirche modernisirt. An der Südseite des Langhauses ist der schlanke viereckige Glockenthurm angebaut, dessen Architektur mit jener der Schlosscapelle übereinstimmt. (R)

Mons, ob Tiefenkasten, Oberhalbstein. S. S. *Cosmas und Damianus*. Kleine roman. Kirche. Einschiff., flachgedecktes Langhaus (M. 7,95 lang, 5,67 breit und M. 3,90 hoch). An der Ostseite öffnet sich ein einfacher Rundbogen gegen die halbrunde, mit winzigen Rundbogenfensterchen versehene Apsis. Die Nordseite des Schiffes, wie in den meisten Bündtner Kirchen, fensterlos; die Fenster an der S.-Langwand modernisirt. Der Thurm an der W.-Seite viereckig und ungegliedert, zu oberst in zwei Geschossen je zwei gekuppelte Rundbogenfenster. Die Leibung der Bögen rechtwinklig profilirt, die Zwischenstütze besteht aus einem an den Ecken abgefasten Pfeilerchen, auf dem statt des Capitäls ein geschweifeter Kämpfer die Bögen aufnimmt. (R)

Münster, Münsterthal. Nüscher I, 133 u. ff. Die Stiftskirche des Benedictinerinnenklosters S. Johs. Bapt. war ursprünglich eine roman. dreischiff. Basilica ohne Querschiff, die aber in spätgoth. Zeit bis auf die Umfassungsmauern umgebaut wurde, so dass sich das Innere gegenwärtig als eine reizende Hallenkirche darstellt. Das Schiff, ca. M. 18 : M. 12,65, öffnet sich gegen Osten nach drei halbrunden Tribünen (die mittlere M. 4,60, die seitlichen ca. 3 M. breit). Nur am Aeusseren sind die Reste romanischer Gliederung wahrnehmbar. Der ganze Bau ist hier mit schwach vortretenden Pilastern geschmückt, welche nach lombardischer Weise ohne Vermittelung eines Capitäls oder Gesimses durch Rundbögen miteinander verbunden sind. An der Westseite des Schiffes sind es 7 schmale rundbogige Blenden, welche bis zum Beginn des Daches ansteigen; darüber ist der Giebel noch einmal mit 3 kurzen Blenden, die höhere in der Mitte mit einem Rundfenster, geschmückt. Dieselbe Anordnung wiederholt sich an dem gegenüber liegenden Ostgiebel. An der S.-Langseite beginnen die Blenden erst in beträchtlicher Höhe und schliessen unterhalb des Daches ebenfalls in Rundbogen ab, während an den 3 Apsiden dieselbe Gliederung schon zu ebener Erde anhebt. — Der massive Thurm an der Südseite der Kirche aus spätgoth. Zeit. In der Kirche befindet sich: 1) über der Sacristeithüre an der N.-Langwand ein romanisches Relief, die Taufe Christi darstellend. In der Mitte der bartlose Heiland, nach mittelalterlicher Weise in dem Wasserberge stehend, beide Hände, die Rechte segnend, vor sich haltend; links vom Beschauer der hl. Johannes in demüthig gebückter Stellung; rechts der Engel, das Trockentuch haltend. Zwei spiralförmig gewundene Säulen begrenzen die Bildfläche und tragen einen reichen Blattfries, in dessen Mitte über dem Heilande schwebend die Taube des hl. Geistes dargestellt ist. 2) Statue Karls d. Gr., am Aufgang zum Chore, lebensgrosses roman. Standbild (leider arg übermalt). Der Kaiser hält den Reichsapfel und Scepter, auf dem bärtigen Haupte eine Reifkrone; der Oberkörper mit einer kurzen, mit Perlen besäumten Toga und Tunica, die Beine mit Schnürstiefeln bekleidet. Der ganze Habitus erinnert an den Styl der Zilliser Deckengemälde. Vor der Westseite der Kirche liegt der modernisirte Kreuzgang, ein Ganzes von ächt italienischem Gepräge. Nur am westlichen Flügel ist eine 2geschoss. roman. Capelle erhalten, das Erdgeschoss quadratisch (M. 1,70 Seitenlänge) und aussen schmucklos, ist mit einem stark überhöhten Kreuzgewölbe (M. 3,10 Scheitelhöhe) auf breiten, M. 2,07 hohen Tragebögen bedeckt. Die Schildbögen und Diagonalrippen sind mit roman. Stuckornamenten, reiches Blattwerk zwischen Perlstäben, geschmückt, unter denen an den Ecken Halbfiguren von Engeln angebracht sind; grössere Stuckreliefs, ebenfalls Engelsingestalten mit Liliensceptern, füllen die Gewölbekappen. Rechts und links vor dem Eingange zur Capelle war der Vorraum mit gekuppelten Rundbogenfenstern gegen den Kreuzgarten geöffnet. Das obere Stockwerk, aussen halbrund und mit hohen Rundbogenblenden geschmückt, ist ebenfalls überwölbt, entbehrt aber jeden Schmuckes. (R)

2) **Heiligkreuzcapelle**, im Friedhofe südöstl. neben der Klosterkirche. Nüscher I, S. 132. Zweigeschoss. Kreuz-Conchenanlage. Der W. Kreuzarm M. 4,45 breit und M. 5,15 lang, die Kreuzarme M. 2,20 breit und 2,30 tief, mit halbrundem Abschluss. An die Vierung unmittelbar sich anschliessend der ebenfalls halbrunde Chor. Das untere Geschoss, nur M. 2,30 hoch und gleich dem obern Stockwerke mit einer flachen Holzdielen abschliessend, entbehrt jeglichen Schmuckes. Die sämtlichen Fenster modernisirt. Im obern Geschosse sind die Kreuzarme mit M. 4,27 hohen Halbkuppeln, der Westarm mit einer M. 5,30 hohen spätgoth. 1520 datirten Holzdielen bedeckt. An der Ostseite der Querarme, sowie zu beiden Seiten des Chorrundes ist jedesmal eine M. 0,92 breite etwa in halber Mannshöhe beginnende halbrunde Nische ausgetieft. Das Aeusserer, das mit seinen drei halbrunden Exedren einen sehr malerischen Anblick gewährt, ist mit hohen Rundbogenblenden auf schmalen Pilastern geschmückt. (R)

mit reichen Blattornamenten an Sturz und Pfosten. In dem Bogenfelde ein Agnus Dei, Thiergestalten und eine männliche Figur als Stützen und Schlussstein der rundbogigen Portalblende. Zu beiden Seiten zwei kräftig vorspringende halbrunde Tabernakel mit den Reliefbildern der thronenden Madonna und eines anbetenden stehenden Mannes. An der südwestl. Ecke der Kirche vorspringend die ehemalige Klosterküche, aussen mit gewaltigen Strebpfilermassen, inwendig mit einem Tonnengewölbe, aus dessen Mitte ein schachtähnlicher Rauchfang emporsteigt. (R)

III. Kanton Bern.

Amsoldingen, südwestl. von Thun. Roman. Taufstein in der Kirche, reich mit plastischen Ornamenten und Thierfiguren geschmückt. (Zeichnungsb. der Antiquar. Gesellsch. in Zürich.)

Allmendingen, südwestl. von Thun. „Alte Kirche.“ Vom Altar geht eine schachtähnliche Oeffnung in die Krypta hinunter.

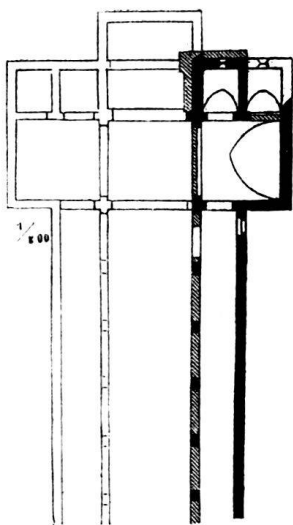
Bargen, bei Aarberg. Roman. Kirchelchen, schmucklos mit winzigen Rundbogenfenstern.

Büren, östl. von Biel. Stadtkirche. Spätgothisches Schiff mit geschnitzter Holzdecke. Chor im Uebergangsstyle, ein längliches Rechteck mit horizontalem Abschluss und zwei spitzbogigen Kreuzgewölben mit birnförmig profilirten Diagonalrippen und Schildbögen. In der Ostwand drei hohe Rundbogenfenster. Wandpfeiler mit $\frac{1}{2}$ - und $\frac{3}{4}$ -Säulen als Dienste für die Gewölbe auf gedrückten attischen Basen. Reiche Kapitälsculpturen mit Ornamenten, biblische und mythische Szenen: u. A. Sündenfall, die vertriebenen Voreltern, Verkündigung (?), Fussfall der Magdalena, Gefangennehmung u. s. w. An der mittleren Quergurte wunderliche Thiergestalten, Drachen, Vierfüssler und Vögel, meistens im Kampf begriffen. (R)

Einigen, südöstl. von Thun. Kirche romanisch.

Faulensee, ob Spietz. S. Colombes- oder Glummenenkapelle. (Anzeiger 1865, S. 13 u. ff. Lütolf, Glaubensboten. S. 59 n. 4. Archiv d. hist. Vereins des Kts. Bern. IV, 4. S. 74 u. ff.)

Frienisberg (Aurora), südöstl. von Aarberg. Ehemalige Cistercienser-Abtei. 1131 (?) gegründet. Später zum Sitze eines Landvogtes schlossartig umgebaut, wobei die Conventgebäude demolirt und die Kirche grösstentheils abgebrochen wurden. Vom Kreuzgange bloss die Disposition des Hofes. Von der Kirche bestehen noch das südliche Querschiff mit rechtwinkeligen Kapellen an der Ostseite, sowie ein Theil des südlichen Seitenschiffes. Anlage nach bekannten Ordensregeln. Querschiff und Kapellen mit spitzbogigen Tonnengewölben, wie in Hauterive und Bonmont. Der westl. Theil des Seitenschiffes derart verbaut, dass die ehemalige Ausdehnung desselben nicht mehr zu bestimmen ist. Die vermauerten Arcaden desselben auf länglich rechteckigen Pfeilern mit einfachen Schrägesimsen. Die Arcaden wahrscheinlich spitzbogig. Form der Bedachung (ob Wölbung oder Holzdecke?) unbekannt. Details sehr einfach und spärlich. Schmale Rundbogenfenster in den Querschiff-Kapellen. Im XVI. oder XVII. Jahrhundert wurde das Querschiff zur Schlosskapelle eingerichtet, und deshalb die Oeffnung gegen die ehemalige Vierung zugemauert, die nordöstl. Kapelle durch äussere Strebmassen verstärkt und mit einem formlosen Thurme überbaut. (R)



Goldswyl, ob Interlaken. Roman. Kirchenruine.

Grandval, östl. von Moutier. Kirche theilweise romanisch.

Grindelwald. Bischof Amadeus von Lausanne (seit 1145) weiht eine in Holz erbaute Kirche. 1180 wird an ihrer Stelle eine steinerne geweiht. (Mém. de Frib. I. 132. V. 435. Soloth. Wochenblatt 1829, p. 557. Zeerleder, Urk. I. 115.)

Erklärung der Tafeln.

- Taf. XXIV, fig. 1: Bout de bois de cerf percé d'un trou, trouvé à Port-Alban. P. 280.
 „ XXIV, fig. 2: Morceau de bois de cerf, trouvé à Estavayer. P. 280.
 „ XXIV, fig. 3: Clef en fer, trouvée à Cudrefin. P. 281.
 „ XXIV, fig. 4: Bronzener Ring mit bronzenen Haken, gefunden bei Ritzenbach. S. 291. Nr. 1.
 „ XXIV, fig. 5: Heftnadel von Eisendraht, gefunden bei Ritzenbach. S. 291. Nr. 2.
 „ XXIV, fig. 6: Heftnadel aus Bronze, gefunden bei Ritzenbach. S. 291. Nr. 5 (nicht Nr. 4).
 „ XXIV, fig. 6: Epée de bronze, trouvée à Bellevue près de Genève. P. 304.
 „ XXIV, fig. 7: Couteau de bronze, trouvé à Bellevue près de Genève. P. 305.
 „ XXIV, fig. 8: Etruskische Inschrift von Tresivio. S. 306.
 „ XXIV, fig. 9: Antikes Schnappmesser, gefunden zu Basel-Augst. S. 321.
 „ XXIV, fig. 10: Antikes Schnappmesser, gefunden zu Yverdon. S. 321.
 „ XXIV: Plan des Refugiums auf dem Nack-Gütschi bei Kirch-Leerau. S. 307.
 „ XXV, fig. 1—19: Antiquités trouvées à Nyon en 1871. P. 313.
 „ XXV, fig. 20: Plan eines römischen Gebäudes bei Siblingen. S. 316.
 „ XXVI und XXVII: Vorder- und Rückseite einer bronzenen Figur, gefunden zu Baden. S. 309.

Berichtigung.

In dem Artikel 107: „Pfahlbau zu Heimenlachen“ kommen einige Druckfehler vor. Auf S. 288, Zeile 13 von unten, muss $\frac{1}{2}-2''$ verbessert werden in $\frac{1}{2}-2'''$; auf S. 289, zweite Zeile von oben, $7-9''$ in $7-9'''$, und elfte Zeile von unten $2''$ in $2'$.

Bücherschau des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

Publicationen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XXXVI.

Inhalt: Rahn, Prof. Dr. R.: Die biblischen Deckengemälde in der Kirche von Zillis im Ct. Graubünden.

Anderweitige Publicationen:

Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich. 1872.

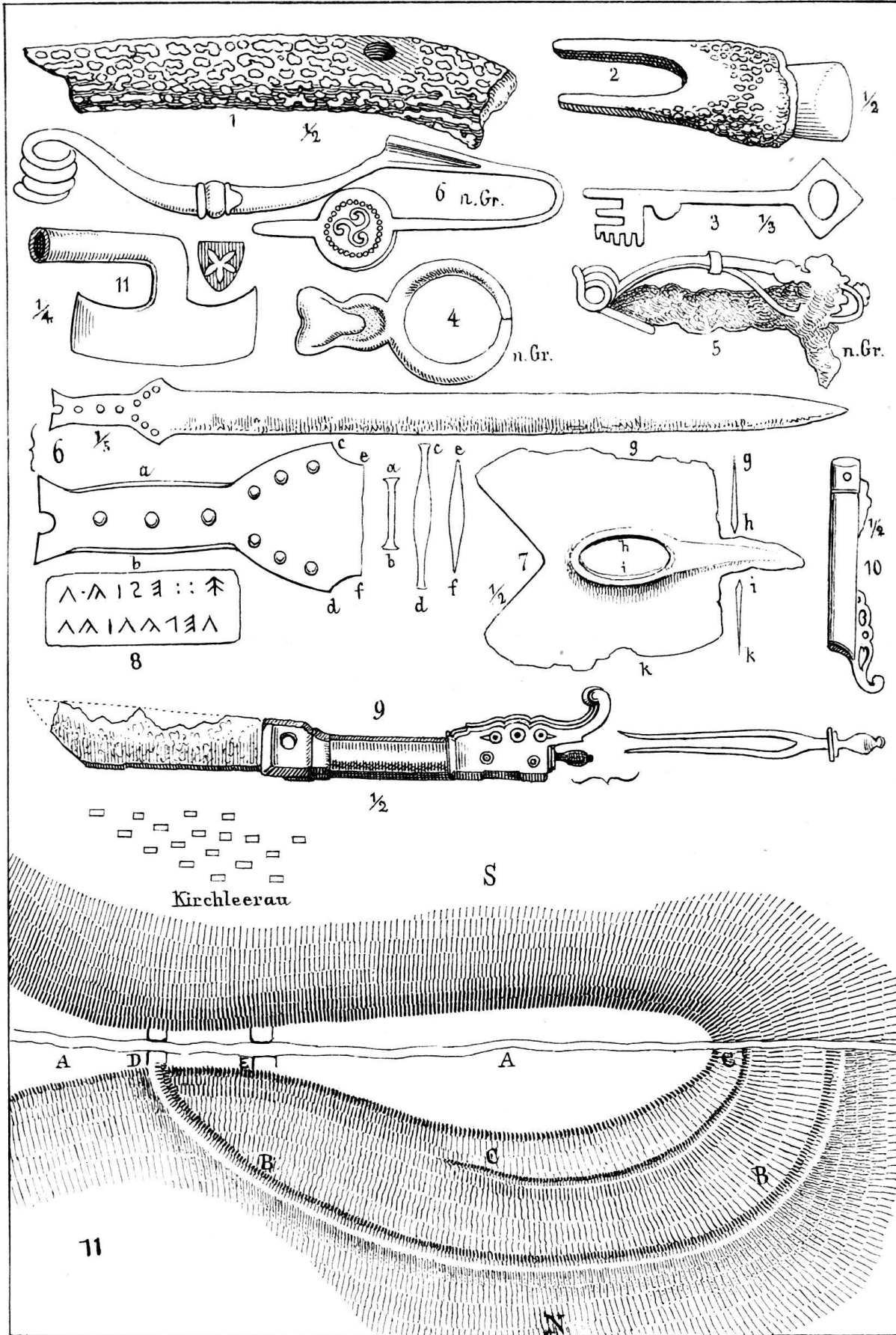
Inhalt: Prof. Sal. Vögeli, junior: Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek in Zürich.

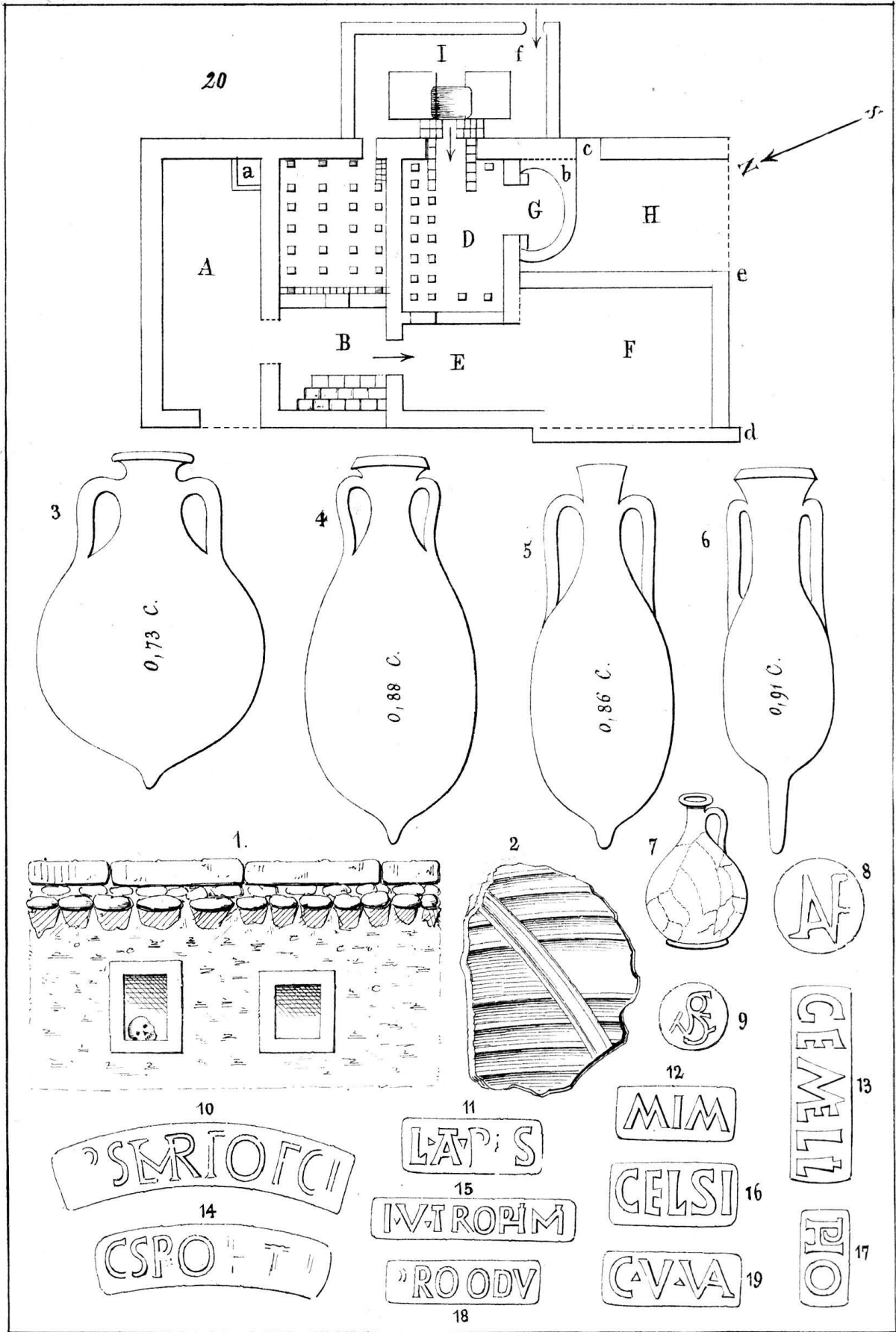
Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 1872.

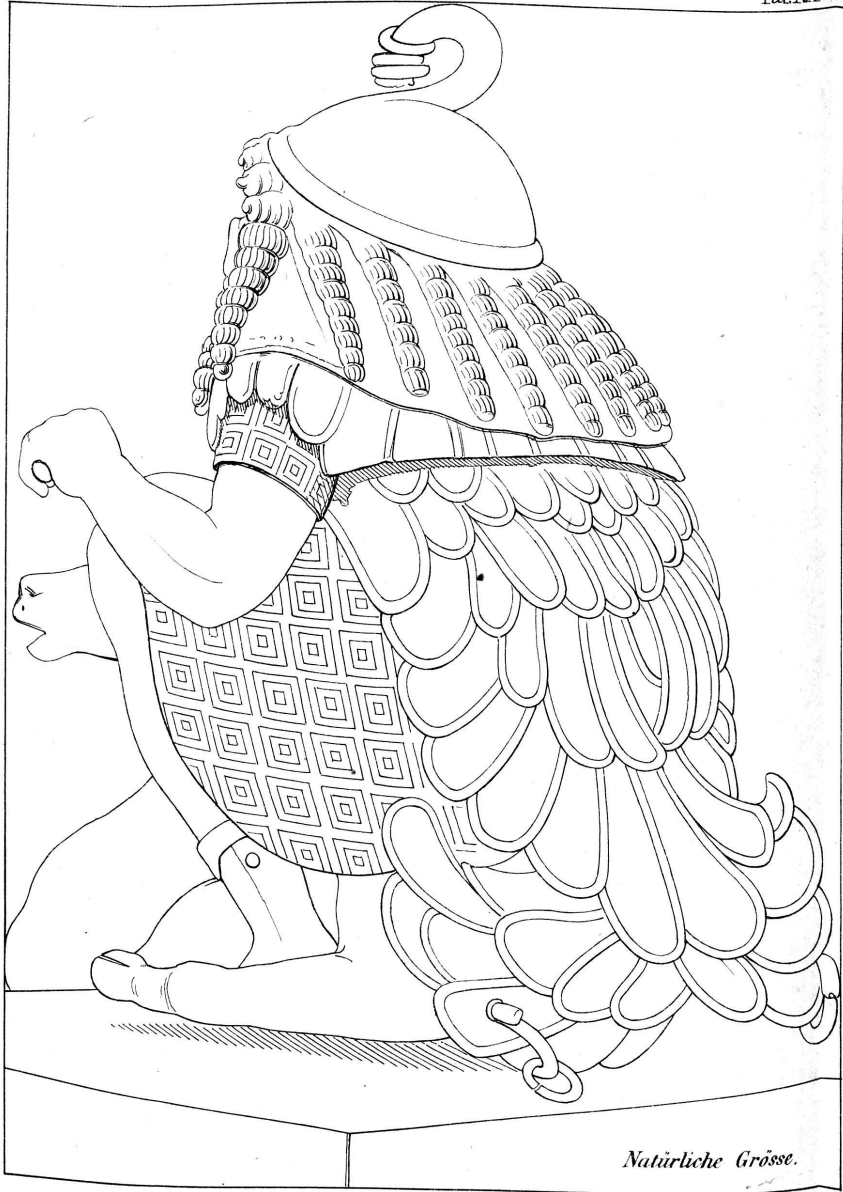
Inhalt: Prof. O. Heer: Ueber den Flachs und die Flachscultur im Alterthum. Eine culturhistorische Skizze.

Münch, A. Münzsammlung des Cantons Aargau. Im Auftrag des aarg. Regierungsrathes und der historischen Gesellschaft des Cts. Aargau geordnet und beschrieben. gr. 8. Aarau, H. R. Sauerländer. (Bd. 7 der Argovia.)

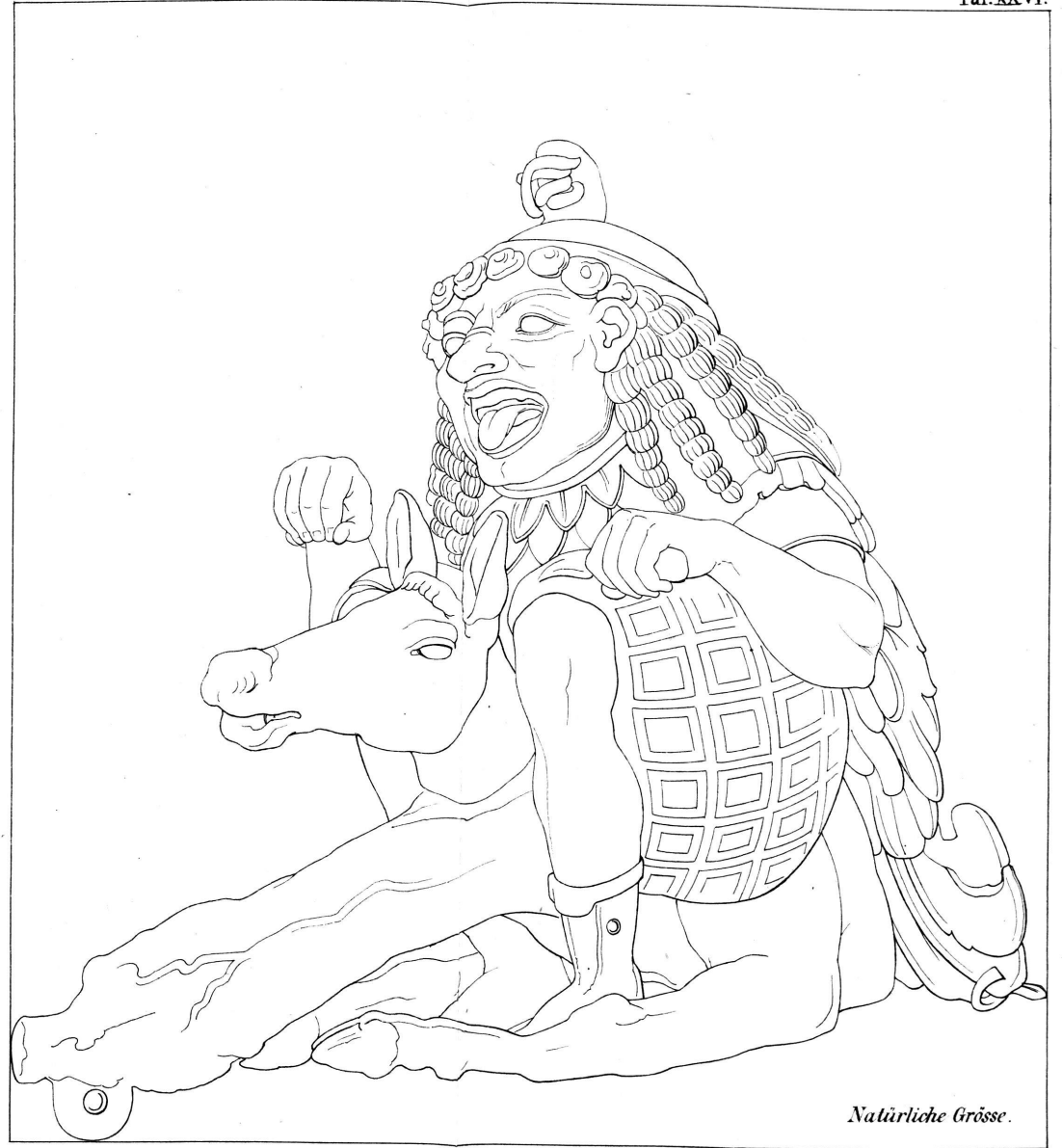
Sattler, A. Die Münzen der Grafen von Genf. Mit 1 Tafel. Wien 1871.







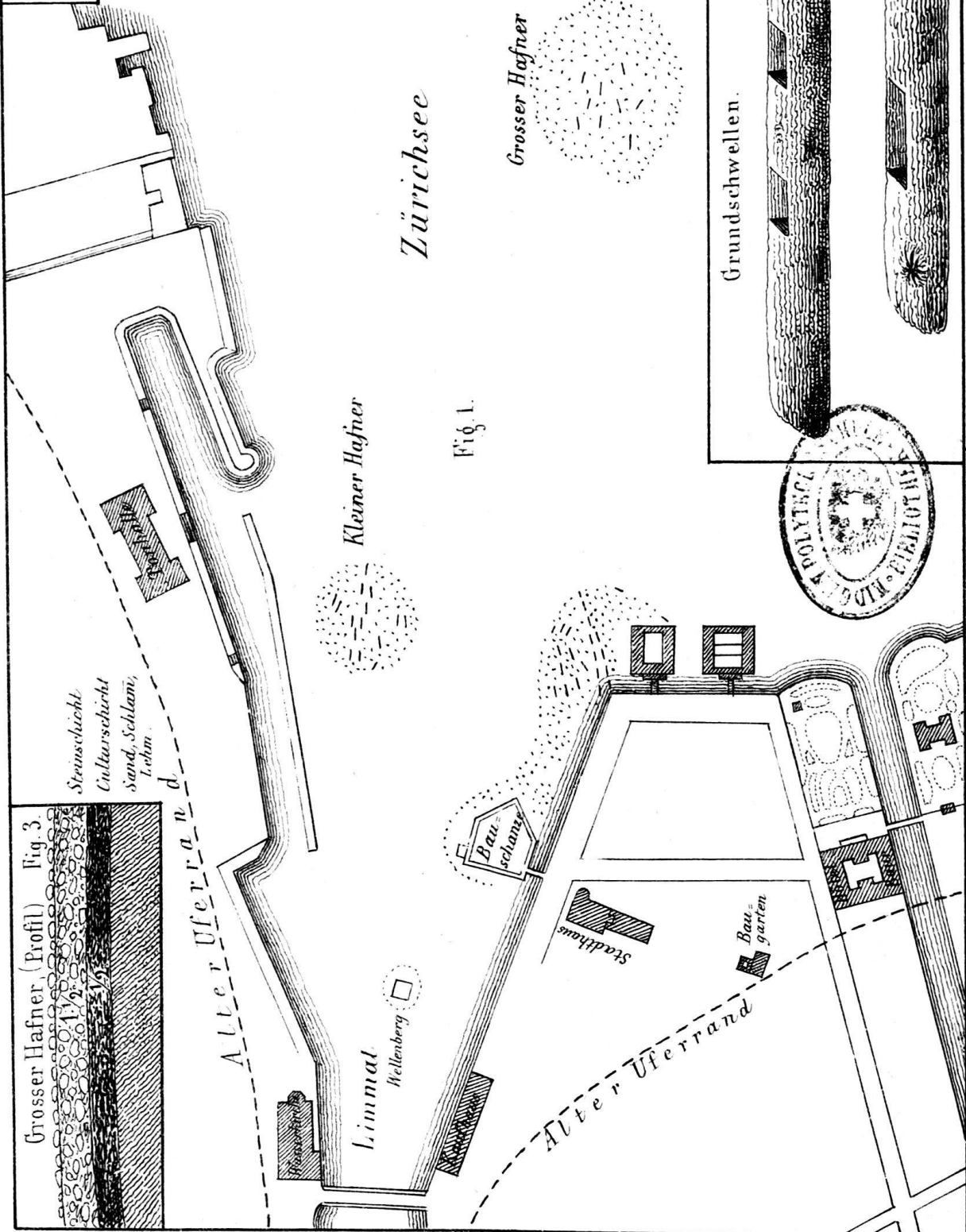
Natürliche Grösse.



Natürliche Grösse.

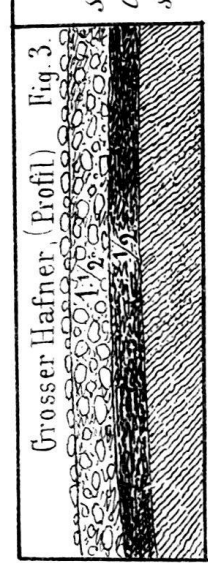
--- Pfähle
--- Schwellen

Seite 329.



Zürichsee

Fig. 1.



Grosser Hafner (Profil) Fig. 3

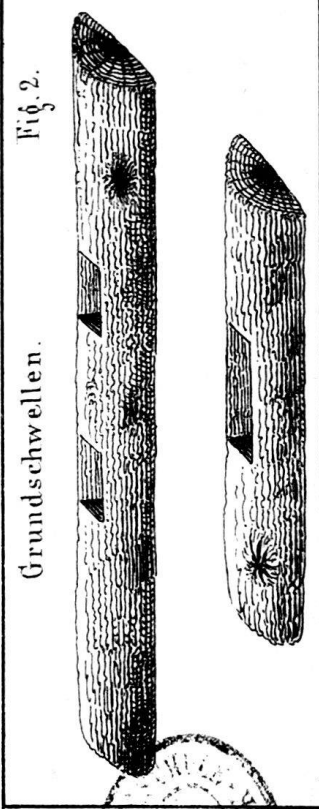


Fig. 2.

Grundschwellen.

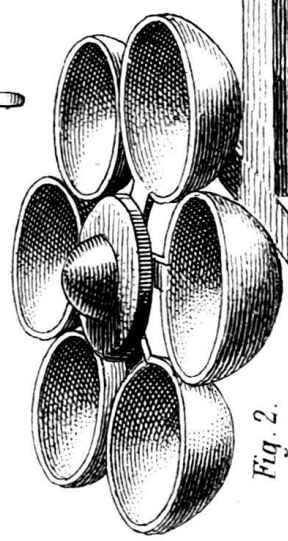
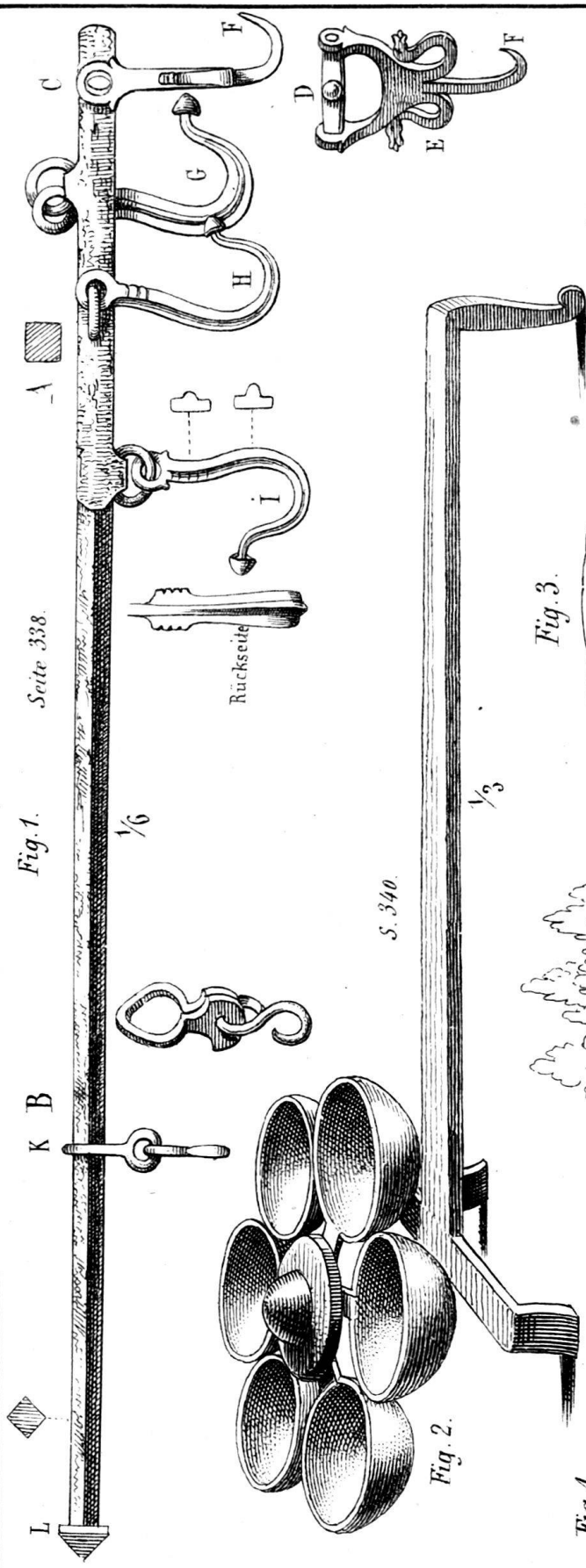


Fig. 2.

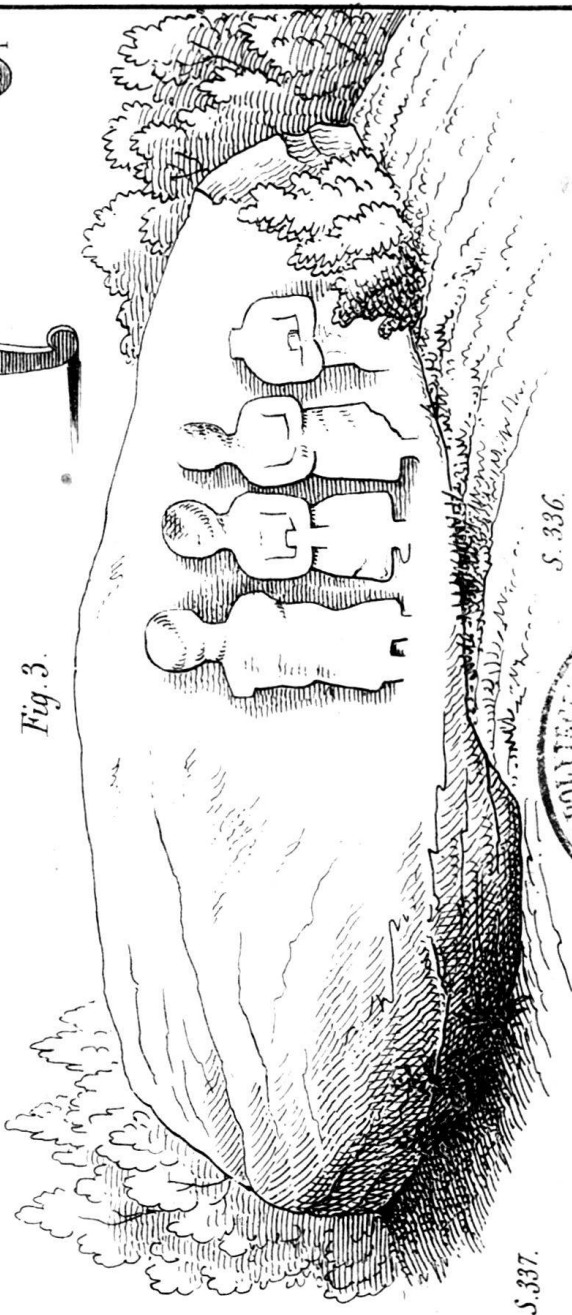


Fig. 3.

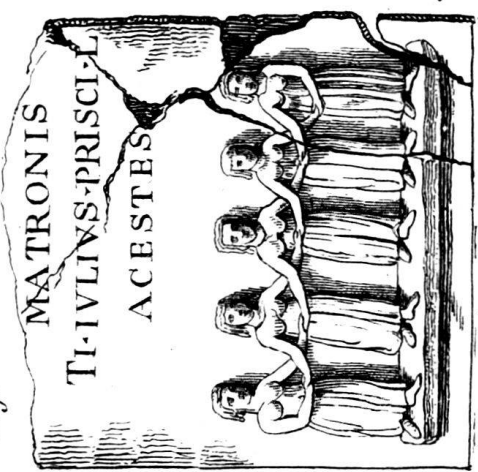


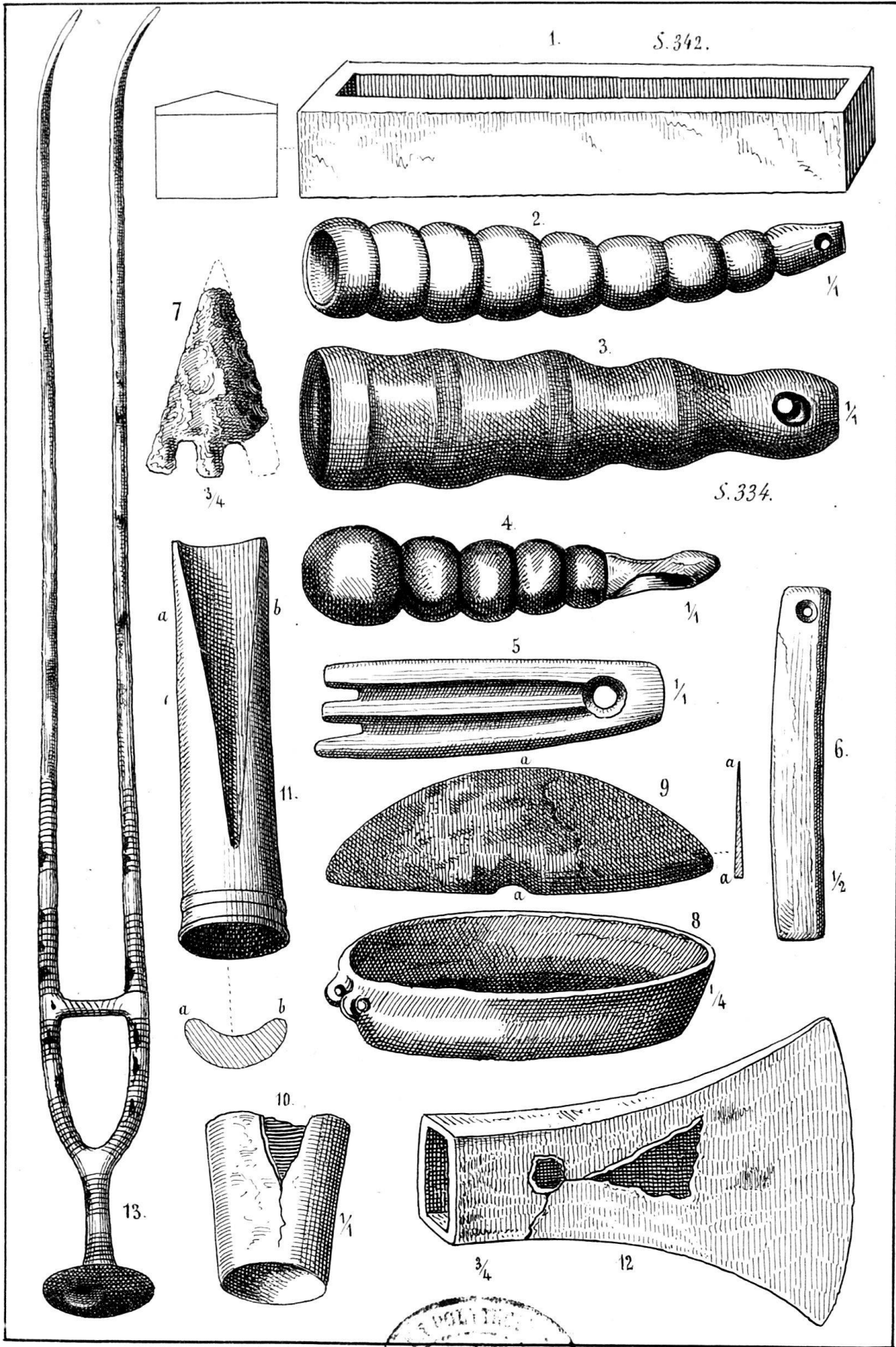
Fig. 4.

Fig. 1. Seite 338.

S. 337.

S. 336.





Dr. Gross del



